Aus der

Jäger-Praxis.

Interessante

Beobachtungen auf der Jagd und aus dem Thierleben

nebst einer Anleitung

den Wildstand zu erhalten und zu heben,

nutzbar

für Jäger und Thierfreunde.

Von

Baron Ferdinand v. Nolde.

Neue Folge.

Berlin 1873.

Stuhr'sche Buch- und Kunsthandlung (S. Gerstmann).

Unter den Linden Nr. 61.

Aus der

Jäger-Praxis.

Interessante

Beobachtungen auf der Jagd und aus dem Thierleben

nebst einer Anleitung

den Wildstand zu erhalten und zu heben,

nutzbar

für Jäger und Thierfreunde.

Von

Baron Ferdinand v. Nolde.

Zweites Heft.

Berlin 1873.

Stuhr'sche Buch- und Kunsthandlung (S. Gerstmann).

Unter den Linden Nr. 61.

Seiner Kaiserlichen Hoheit

dem

Grossfürsten Wladimir Alexandrowitsch

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Nachdem der erste Band meines Werkchens „Aus der Jäger-Praxis" sich eines raschen Absatzes in den Buchhandlungen erfreut und mir dadurch den Beweis geliefert hat, daß mein Schriftchen Anklang und freundliche Aufnahme Seitens des Publikums gefunden hat, hielt ich es für angemessen, den Vorrath meiner Notizen über Wild und Jagd nochmals durchzustöbern und das möglichst Werthvollere zusammenzustellen und gleichsam als Nachtrag der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Sehr glücklich würde ich mich schätzen, wenn dieses zweite Bändchen, das gleichsam einen Nachtrag des ersten bilden soll, und manches Neue aus dem Gebiete des Waidwerks enthält, sich, gleich der frühern Lieferung, einer freundlichen Aufnahme und Nachsicht erfreuen dürfte. — Der Hauptzweck, den ich sowohl im ersten, wie in diesem zweiten Bändchen vor Augen gehabt habe, ist stets gewesen und ging darauf hinaus, die edle Jagdlust auf's Neue hervorzurufen, das in der Neuzeit mehr oder weniger herabgesunkene deutsche Waidwerk zu heben und in seine frühere geachtete Stellung zurückzuführen. — Nicht zu gering dürfen wir den Werth eines gutbesetzten Wildstandes anschlagen, wie solcher in fast ganz

Deutschland war, denn er gab einer Menge von Menschen einen ehrenvollen Broderwerb und bei der stets steigenden Population ist das schon ein nicht gering anzuschlagender Gegenstand. — Die Zufuhr von Wildpret auf dem Markte drückt nicht unbedeutend die Preise des Fleisches zahmer Thiere und bietet so auch der ärmeren Bevölkerung Gelegenheit, sich ab und zu an einem Braten zu erfreuen und zugleich die nöthigen Arbeitskräfte zu stärken und zu erneuern. — Wie im ersten Bändchen, so habe ich mich auch hier im zweiten nicht durchweg streng an die üblichen Jägerausdrücke gehalten, theils um auch Nicht-Jägern verständlich zu werden, theils in der Voraussetzung, daß selbst manchem Waidmanne der Neuzeit bei dem gesunkenen Waidwerke mehr oder weniger auch die übliche Jägersprache, scherzweise Jäger-Latein genannt, fremd geblieben sein dürfte.

Inhalt.

1.

Der Hase und das Hermelin
(mustela ermelina.)

Von einem im Telegraphen-Bureau der Station Glöwen angestellten Manne wurde mir ein höchst interessanter Fall berichtet und ich glaube dem jagdliebenden Publikum einen kleiuen Zeitvertreib zu bieten, wenn ich das mir Referirte veröffentliche. Referent geht nehmlich in Begleitung seines Schwagers zu einer von ihm gepachteten Wiese, unweit der Havel belegen, um sein Heu zusammen zu harken und nach Hause zu schaffen; da angelangt, gewahren die Männer einen völlig ausgewachsenen großen Hasen, der in der Nähe eines Strauchhaufens sich durch allerlei possirliche Sprünge und Capriolen bemerkbar macht. — Sie schleichen näher um zu beobachten, was wohl Meister Lampe so vergnügt stimmt und sahen alsdann ein Hermelinwiesel in seiner Sommerfärbung, nehmlich auf dem Rücken rothbraun und unter dem Bauche weiß gefärbt, das höchstens die Länge von 6 Zoll haben konnte, aus dem Strauchhaufen hervorkommen und mit dem Hasen gleichsam tändeln und spielen, plötzlich in sein Versteck zurück-

eilen und ebenso blitzschnell wieder hervorkommen. Nach der Beschreibung der beiden Männer, die keine Jäger waren, soll solches Spiel hauptsächlich darin bestanden haben, daß sich bald der Hase auf seine Hinterläufe erhob und so die Annäherung des Hermelins erwartete, dann wieder mit einem gewaltigen Satze über seinen vermeintlichen Spielkameraden hinwegsetzte. Drauf habe sich wiederum das Hermelinwiesel in eine aufrechte Stellung erhoben und einen Anlauf des Hasen abgewartet, um die Flucht in sein Versteck zu ergreifen. Ob die Beobachter vom Hasen und Hermelin bemerkt oder unbemerkt geblieben wären, wußte mir Referent nicht zu sagen, meinte aber, beide Thiere wären so beschäftigt gewesen, daß sie auf die nur wenig versteckten Zuschauer fast garnicht geachtet hätten. — Solches Spiel oder Tändelei habe zur Belustigung der Zuschauer längere Zeit gewährt und letztere seien der festen Ueberzeugung gewesen, daß Alles, was sie gewahrten, wirklich eine unschuldige Tändelei sei. Plötzlich aber und zwar mit Blitzesschnelle sei das Hermelin auf den Hasen zugesprungen und in der Gegend der Löffel des Hasen, also am Genicke festsitzen geblieben, worauf der Hase einen Purzelbaum nach dem andern geschlagen und dann viele verzweifelte Sprünge in die Luft gemacht hätte. Das Hermelin habe aber nicht mehr vom Hasen gelassen, und als sie gewahr geworden, daß die Sache einen ernsten Ausgang zu nehmen begonnen hätte, sei der Schwager des Referenten rasch hinzugelaufen und habe mit seinem Harkenstiele auf die Kämpfer losge-

schlagen, dabei aber nicht das Hermelin sondern den Hasen getroffen. Das Hermelin habe drauf losgelassen und wäre rasch in's Versteck geeilt, während der Hase die unerwartete Beute dieser Nichtwaidmänner geworden sei. — Bei näherer Untersuchung hätten die glücklichen Besitzer des bald verendenden Hasen ziemlich tiefe Bißwunden am Genicke desselben endeckt, aus denen, nach ihrer nichtwaidmännischen Ausdrucksweise, Blut hervorgequollen wäre. — Daß sie den Hasen sammt ihrem Heufuder nach Hause gebracht haben, ist selbstverständlich, auch gerade nicht als Wilddieberei anzusehen, da es ein fremdes Jagdterritorium war. — Einige Tage später ist Referent wieder zur erwähnten Wiese gegangen und zwar allein, um einen kleinen Rest zurückgebliebenen Heu's abzuholen, hat wieder an selbiger Stelle einen Hasen, wie auch das Hermelinwiesel gewahrt, aber bei seiner Annäherung ist der Hase geflohen und das Hermelin sei in den Strauchhaufen geschlüpft und zu seinem Bedauern sei die Sache so friedlich verlaufen; der erste Hasenbraten hatte den Mann auf einen zweiten lecker gemacht. In meinem Werkchen „aus der Jäger-Praxis“ habe ich einen ähnlichen Mord eines Wiesels, den es an einem alten Auerhahn verübt hatte, beschrieben. — Aus diesen Fällen ersieht man, wie gefährlich diese kleinen Thierchen dem Wildstande sind, wenn ihnen auch nicht eine gewisse Nützlichkeit im Naturhaushalte abzusprechen ist, nehmlich als eifrige Ratten- und Mäusevertilger. — In Fasanerien ist kein Raubthier so gefährlich, als gerade dieses kleine Hermelinwiesel, denn

die kleinen im Grase nach Mücken und Fliegen haschenden Fasänchen verschwinden fast unbemerkt unter den Augen des wachehaltenden Fasanenmeisters vom Hermelinwiesel ergriffen und in Maulwurfs- oder Mäuselöcher geschleppt. — Hierüber ein anderes Mal mehr und ausführlicher.

2.

Das Wiesel und das Hermelin-Wiesel dem Wildstande gefährlich.

Mein sehr tüchtiger und sehr fleißiger Fasanenmeister klagte mir eines Tages, als ich die Fasanerie besuchte, seine Noth über die Verluste, die er durch ein Hermelin-Wiesel an seinen ganz jungen Fasanen erlitten habe, denn tagszuvor hatte er im Grase, wo er die Fasanen nebst ihren Stiefmüttern, nehmlich Bruthennen, hütete, kläglichpiepende Töne vernommen und rasch hinzueilend gesehn, wie ein Hermelin-Wiesel gerade einen kleinen Fasan gewürgt habe; sein Gewehr rasch ergreifend hatte er solchen Bösewicht erlegt, der Nähe wegen gleichsam in Fetzen zerschossen. Bei der Nachsuche im Grase fand er 2 bis 3 kleine Fasanen todtgebissen daliegen. Am Tage wo ich gerade mein Besuch in der Fasanerie machte, war seine kleine Heerde wieder um mehrere kleine Vögelchen vermindert worden, auch hatte er Gelegenheit gehabt zu sehen, wie ein Hermelin-Wiesel gerade bemüht war, seine kleine Beute in ein Maulwurfsloch hineinzuzwängen, was aber nicht recht gelingen wollte, wenigstens dem Mörder Mühe zu machen schien. Natürlich hatte sich der Räuber beim

Anblicke des Jägers rasch ohne seine Beute in die dunklen Gänge des Maulwurfs geflüchtet und war so wenigstens für den Augenblick gerettet, aber zu unserer Freude nur, um recht bald seiner verdienten Strafe zu unterliegen, denn der Fasanenmeister hatte ein kleines Tellereisen aufgestellt und das gemordete Vögelchen als Lockspeise beigefügt. — Das Eisen war kaum eine Stunde zuvor am Maulwurfsloche fängisch gestellt, als er mir den Vorfall erzählte, und neugierig den Erfolg zu sehen, gingen wir dahin und siehe da zu unserer Freude hing der kleine Bösewicht bereits gefangen im Eisen. — Für einige Zeit war Ruhe und Friede in der Fasanerie, nachdem das Räuber-Pärchen, denn wahrscheinlich war es ein Pärchen, getödtet worden war, doch die in kurzer Zeit verursachten Verluste waren nicht ganz unbedeutend. — Die jungen gemordeten Fasane waren höchstens 14 Tage oder 3 Wochen alt, also noch sehr klein, ebenso die Räuber auch von der kleinsten Art, nehmlich nicht über 6 Zoll lang mit rothbraunem Rücken und weißem Bauche. — Diese kleinen unscheinbaren Räuber sind für Fasanerien die allergefährlichsten Feinde, namentlich zur Zeit, wo die Fasanen noch ganz jung sind, denn im Augenblick fast vor den Augen des Hüters sind zwei, drei und mehrere Stück abgewürgt und ebenso rasch ist der kleine Mörder auch schon in irgend ein offenes Mauseloch geschlüpft, um einige Schritte weiter wieder an das Tageslicht zu kommen und auf's Neue seine Mordlust zu stillen. — Da wir uns gerade mit dieser Gattung von kleinen Raubthieren

beschäftigen, werden es mir meine Leser gestatten, noch ein Paar von mir gemachte Beobachtungen hier anzuführen. Durch einen bedeckten Corridor stand ein Treibhaus mit den Wohnzimmern meines Landhauses in Verbindung und wurde oft im beginnenden Frühlinge als Nachmittagsaufenthalt benutzt. — Zum Erwärmen des Locals waren ringsumher an den Wänden Kanäle gezogen, die oben mit Ziegelsteinen so zugedeckt waren, daß stets schmale Ritzen zwischen jedem Deckziegel offenstanden, um die in die Kanäle geleitete Wärme hervordringen zu lassen. — Meine Kinder, zur Zeit noch sehr jugendlich, unterhielten im Treibhause in einem ziemlich geräumigen Käfige sogenannte Meerschweinchen und zwar in ziemlich großer Anzahl. Diese harmlosen Thierchen brachten daselbst Junge zur Welt, aber nach der Meinung meiner Kinder bissen die alten Männchen die oft schon mehrere Monate alten Jungen todt, was ich zwar bezweifelte und widersprach, aber mir auch dennoch nicht erklären konnte, wer der eigentliche Mörder sei, da weder Katzen noch Hunde in das Treibhaus hineinkamen, und dennoch die getödteten Thierchen stets bemerkbare Bißwunden hatten. — Solche Ungewißheit währte längere Zeit und die Morde wiederholten sich nach wie vor bis sich endlich das Räthsel lösete. — Meine Frau hatte Besuch von einer Nachbarin erhalten und ließ den Caffee am Nachmittage im Treibhause serviren. Bevor ich mich auch dahin begeben konnte, hatten die ruhig dasitzenden Frauen öfter ein weißliches Thierchen, oder vielmehr nur den Kopf eines weißen

Thierchens an den Ritzen der Erwärmungs-Kanäle bemerkt, und ließen mir Mittheilung davon machen. Ich vermuthete schon was die Sache auf sich hätte, lud rasch ein kleines Zimmerbüchschen mit einem groben Hagelkorn und ging in's Treibhaus. Die Damen entfernten sich und ich stellte mich gespannten Hahn's auf die Lauer und siehe da, es dauerte nur wenige Minuten und das weiße Köpfchen guckte aus eines der erwähnten Ritzen hervor. Mein gutgezieltes Schrotkorn drang dem Lauscher in die Stirn und tödtete ihn augenblicklich. — Ein herausgehobener Ziegelstein genügte, um meine Beute hervorzuheben und bestand in einem ganz weißen, 10 bis 12 Zoll langen wohlgenährten Wiesel, das ich mit gutem Gewissen als den Mörder der erwähnten Meerschweinchen ansehen durfte, denn seit dem Tode dieses Mörders wurde kein junges getödtetes Meerschweinchen mehr beobachtet. — Welchen Muth und welch scharfes Gebiß diese kleine Thiergattung besitzt, habe ich mehrere Male an lebend eingefangenen zu beobachten Gelegenheit gehabt, denn ein Wiesel mit der größten Ratte in einen Drahtkäfig gesperrt, brachte jedes Mal rasch die letztere trotz der hartnäckigsten Vertheidigung um's Leben. — Das Eigenthümliche sowohl bei den Wieseln als auch bei den kleinen Hermelin-Wieseln ist das, daß sie nie einen andern Angriffspunkt wählen als das Genick ihrer Beute, aber dennoch nicht wieder loslassen, bis das ergriffene Thier verendet. — Bei den sogenannten Frettchen oder Frettwieseln, die zur Kaninchen-Jagd benutzt werden, kann man die von mir aufgestellte Ansicht

leicht als richtig bewährt finden, denn man kann dem Frettchen ein Lapin lebend oder todt hinhalten, wie man will, deckt und schützt aber das Genick, so greift das Frettchen nicht zu, jedoch mit Blitzesschnelle fährt es drauf los, sobald man ihm Gelegenheit giebt, die kleinen Löffel des Lapin's und somit auch das Genick frei zu erblicken. Hat es sich da festgebissen, so läßt es nicht so leicht mehr los und das Lapin ist in wenigen Minuten getödtet und der Mörder berauscht sich gleichsam an dem Blute, oder als Waidmann zu reden, am Schweiße. — Diese Schlauheit oder eigentlich Instinkt dieser Thiergattung setzt sie in den Stand, weit größere und stärkere Thiere zu tödten, als sie selbst sind und wird somit dem Wildstande höchst gefährlich. Einige Jäger haben behaupten wollen, daß das Wiesel sogar ganz junge Rehkätzchen angreife und durch einen Biß im Genicke tödte, doch habe ich solches zu beobachten nicht Gelegenheit gefunden, bezweifle auch, daß diese Behauptung auf Wahrheit beruhe. — Die Bauern in meiner Heimath haben den Aberglauben, daß die Wiesel und Hermelin-Wiesel einen giftigen Hauch besitzen und daß ein vom Wiesel angehauchtes Euter der Milchkühe anschwelle, was ich natürlich mit Recht als Aberglauben benenne und in's Reich der Märchen und Fabeln versetzt zu werden verdient, denn nicht einmal die giftigste Schlange hat einen Gifthauch, der ein Anschwellen verursachen könnte, geschweige denn ein Vierfüßler. — Der Biß der Schlangen nur hat eine Wirkung wie weltbekannt und so ist der Biß eines gereizten Wiesels auch

von sehr unangenehmen Folgen und heilt schwer, aber nicht so der Hauch des Thierchens, der gar keine Wirkung hat. — Als Waidmann kann ich nur die aufmerksamste Verfolgung dieses unscheinbaren aber höchstgefährlichen Raubthierchens allen Jagdbesitzern und Jagdliebhabern empfehlen, desgleichen aber in Städten zur Schonung desselben anrathen, da es ein eifriger Rattenverfolger ist und da nützlich wird. Um mich kurz zu fassen, hätte ich es fast vergessen hervorzuheben, daß Wiesel und Hermelin-Wiesel auch sehr großen Schaden durch das Aussaufen der Vögeleier machen, namentlich den Vogelgattungen, die ihre Nester auf der Erde anlegen.

3.

Das Eichkätzchen als Nesträuber.

Eine Beobachtung, die mir möglicher Weise so mancher Naturforscher wird widerstreiten wollen, aber dennoch ganz unzweifelhaft dasteht, ist die, daß Eichkätzchen auch Vogelräuber sind, nicht nur als Verzehrer von Eiern, sondern von jungen Vögelchen selbst, trotzdem sie in die Classe der Nagethiere, also nicht carnivoren Thiere hingehören. — In dem Garten meiner Eltern, der viele hohe schöne Bäume außer den Fruchtbäumen enthielt, nisteten sehr viele Drosseln, auch Krammetsvögel genannt, und verursachten an Kirschen manchen nicht unerheblichen Schaden, wurden aber dennoch geduldet, wie jeder Singvogel im besagten Garten gleichsam als heilig und unantastbar angesehen wurde. Von Zeit zu Zeit schlichen sich auch einzelne Eichkätzchen in den Garten und wurden ziemlich zutraulich. Meine Mutter, die es sehr liebte ihr Morgenfrühstück unter schattigen Bäumen einzunehmen, hatte einige Eichkätzchen bemerkt, die sich oft dem Frühstückstische ziemlich zutraulich näherten d. h. auf den nächsten Bäumen saßen und der Frühstückenden möglicher Weise

neidisch zuschauten, auch zurückgelassene oder absichtlich von meiner Mutter hingelegte Zucker- oder Zwiebackstückchen abholten, wenn wir uns bis auf eine gewisse Distance entfernt hatten. — Eines Tages gewahre ich, daß einer unserer Lieblinge junge noch unbefiederte Drosselchen grausam aus dem Neste holt und mit denselben davoneilt. — Ich hatte es in der Naturgeschichte, die ich mit Eifer studirte, stets erwähnt gefunden, daß Eichkätzchen harmlose, nur Vegetabilien genießende Thierchen seien und wollte meinen Augen kaum trauen, als ich solches Räuberhandwerk ausführen sahe, doch kaum war das eine junge Vögelchen weggeschleppt, so kam der kleine Bösewicht zurück und raubte trotz dem Geschrei der verzweifelten Vogelmutter ein zweites, ein drittes und endlich das letzte vierte im Nestchen vorhandene Vögelchen. — Retten konnte ich nichts, da sich das Drosselnest auf einem ziemlich hohen Rüsterstamme befand, den ich nicht ersteigen konnte und mein Rufen und Klopfen am Stamme blieb fruchtlos. Ich stattete meiner Mutter über das Erlebte Bericht ab, fand aber keinen rechten Glauben. Nach einigen Tagen wiederholte sich ein solcher Mordanfall ganz in der Nähe des Frühstückstisches an einem andern Drosselneste und ich hatte Gelegenheit den Raubanfall meiner Mutter genau zu zeigen und somit meine frühere Beobachtung außer allem Zweifel zu stellen. — Mein Vorschlag, die Räuber zu tödten, wurde mir nur nach längerem Zögern seitens meiner Mutter bewilligt, denn die scheinbar harmlosen und ziemlich furchtlosen Thierchen waren auch Lieblinge

meiner Mutter geworden. — Eine nochmalige ähnliche Räuberei entschied endlich und ich erhielt die Erlaubniß mit meiner Vogelflinte dem bösen Spiele ein Ende zu machen. Die Folge war, daß bald darauf das Eichkätzchen-Pärchen todt zu meinen Füßen lag und die Drosselnester gesichert blieben. — Obgleich ich zur Zeit noch ein sehr junger Knabe war und viele Jahre inzwischen verstrichen sind, so schwebt mir der Anblick noch lebhaft vor Augen, wie die Eichkätzchen die jungen Drosselchen aus den Nestern holten und mit ihrer Beute dann von Baum zu Baum und von Ast zu Ast forthüpften. — In Nadelholz-Waldungen thuen die Eichkätzchen auch erheblichen Schaden durch Aufzehren einer Menge von Saamenkörnern, verdienen somit weniger Schonung, als man ihnen angedeihen läßt.

4.

Die Noth der Hasen in harten langdauernden Wintern.

Während eines sehr strengen Winters litten die Hasen sehr durch Kälte und Hunger und ich hatte da Gelegenheit zwei Beobachtungen zu machen, die ich Jagdliebhabern nicht vorenthalten wollte. — Nicht fern von meinem Wohnhause und nahe an meinem Wildpark gelegen, befindet sich eine Feldscheuer, in der eine Menge Kleeheu eingeführt war und allmählig zur Fütterung der Pferde verbraucht wurde. — Die Flügelthüren dieser Scheuer wurden zwar Nachts stets verschlossen, aber unter den Thüren und über der Schwelle war ein solcher Zwischenraum, daß die hungrigen Hasen über Nacht leicht hineinschlüpfen und sich am nahrhaften Kleeheu gehörig bene thun konnten, was ihnen auch gern vergönnt wurde, aber in einigen Fällen zu ihrem Unheil. Man fand nehmlich einige Mal am Morgen in der Scheuer selbst todte Hasen und da sich auch Marderspuren im Schnee zeigten, wurde den Mardern die Schuld zugeschoben und mehr noch als eines Morgens mein Förster zu mir kam und mir meldete, daß er zwei Marder in der Scheuer eingekreist habe, nachdem

er sich im Spurschnee überzeugt hatte, daß diese Steinmarder (mustela foina) einen großen Hasen bis in den nahegelegenen Wildpark geschleppt und daselbst, nachdem sie ihn etwas angeschnitten, in tiefem Schnee unter einem Haselstrauche versteckt hatten. — Natürlich zögerten wir nicht eine Jagd auf die Räuber zu machen und es gelang auch nach ziemlicher Mühe sie aus den vielen Heu- und Stroh-Massen herauszupoltern, zum Schuß zu bringen und beide zu erlegen. — Nach solcher Execution waren keine weiteren Marderfährten in der Umgegend und an der erwähnten Feldscheuer bemerkbar und wir glaubten unsere Hasen vor dem Tode gesichert, aber wir täuschten uns, denn es fanden sich wieder ab und zu in der Scheuer todte Hasen, ohne daß irgend welche Verwundung bemerkbar war. — Mir war die Sache auffällig und ich verdoppelte meine Beobachtungen. Marder oder Katzen spürten sich nirgends im Schnee und die todten Hasen hatten keine bemerkbaren Verletzungen und Gift war auch nicht zu vermuthen. Ich ließ sehr genau die todten Hasen untersuchen und entdeckte endlich die Todesursache darin, daß die aus weiter Ferne zur Scheuer gekommenen Hasen wahrscheinlich mehrere Tage oder gar Wochen gehungert oder sich nur auf das Kümmerlichste genährt hatten und nun an's reichliche und nährende Kleefutter gelangt, sich den Tod so zu sagen durch Uebermaaß angefressen hatten. — Nachdem ich einmal solchen Uebelstand entdeckt hatte, ließ ich alle Zugänge zur Scheuer auf das sorgsamste schließen aber außerhalb Kleeheu in geringen Quan-

titäten umherstreuen und meine Hasen winterten gut durch. — Wie man leicht ersehen wird, war der Verlust durch sogeursachte Todesfälle viel bedeutender, als der durch die Mordlust der Marder geursachte, denn die Marder begnügten sich für eine Nacht mit einem Hasen, dagegen wir durch Ueberfressen getödtete Hasen mehrmals zu zwei und einmal sogar drei an Zahl an einem Morgen fanden. Meine Heimath Kurland hat ihrer nördlichen Lage wegen oft harte und sehr lang andauernde Winter mit hohen Schneelagen, und dann erreicht die Hungersnoth der Hasen einen hohen Grad. Ist irgend wo ein Heuvorrath zu erreichen, so kommen aus den fernsten Gegenden die armen Creaturen massenhaft herbeigeeilt, so z. B. wurden an einem Winterabende bei hellem Mondenschein einmal um mein Haus herum auf den 5 bis 6 angelegten Futterplätzen einige 60 Hasen gezählt. Wie schwach in solchen Wintern bisweilen die Hasen werden und wie wenig Lebenskraft in den zu wahren Skeletten ausgedorrten Hasenleibern übrig bleibt, möge folgender Fall beweisen, den ich selbst beobachtet habe. — Ich machte eine Treibjagd in einem solchen harten Winter vorzugsweise auf Füchse, aber ein Jagdkamerade, der die Jagd mitmachte, schoß im ersten Treiben einen Hasen, der federleicht war und wahrhaft nur aus Haut und Knochen bestand. — Natürlich untersagte ich alles fernere Schießen auf Hasen. In einem Treiben stehe ich so angestellt, daß zwischen mir und dem mit Holz bestandenen Treiben eine ziemlich breite, vielleicht 150 Schritte breite Wiese lag. Als die Treiber

schon ziemlich nahe an besagter Wiese juchzend herangerückt sind, steht ein Hase aus seinem Lager auf und wird durch das erhobene laute Geschrei der Treiber in solche Angst versetzt, daß er seine letzten Kräfte anstrengt und quer über die Wiese auf mich zurennt, aber auf halbem Wege zusammenstürzt und nach einigen wenigen Zuckungen todt liegen bleibt. — Ich ging hinzu, hob ihn auf und zwar ohne die allergeringste Kraftanstrengung, denn er war federleicht, möglicher Weise noch leichter, als der am Morgen geschossene bereits erwähnte Hase. — Die übermäßige Angst und Anstrengung des Schwächlings hatte diesen plötzlichen Tod so vor meinen Augen geursacht. Im selbigen Winter wurden viele Hasen in ihrem Lager todtgefroren gefunden und zwar ganz in ähnlicher Stellung, wie der lebende Hase solche in seinem Lager anzunehmen pflegt. — Ob der Hunger oder der Frost da die Todesursache war, sei dahingestellt, doch ich glaube, es haben beide Hasenfeinde sich da die Hand geboten.

5.

Durch Krähen und Elstern den Fasanen-Nestern zugefügter Schade.

Besitzern von Fasanerien kann nicht genug das Verfolgen und die Ausrottung der Krähen und Elstern enpfohlen werden, denn es ist unglaublich, welchen Schaden diese Feinschmecker an Bruteiern verursachen. Sowohl ich als noch mehr mein Fasanenmeister haben Gelegenheit nur zu oft gehabt es zu beobachten, mit welcher Schlauheit und Ausdauer diese Diebereien betrieben werden. Gewöhnlich legen die Fasanenhennen ihre Nester insofern schlecht an, daß sie leicht zu entdecken sind, aber dennoch ist manches Nest ziemlich unsichtbar und gut verborgen. Die Elstern und Raben suchen nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit die Nester zu entdecken, sondern beobachten noch aufmerksamer die Fasanenhennen selbst und lassen sich so gleichsam die Nester zeigen, um sogleich, nachdem die Henne das Nest verlassen hat, die darin vorfindlichen Eier herauszuholen und auszuschlürfen. Stundenlang kann man die sogenannte Mantelkrähe oder graue Rabe eine Fasanenhenne begleiten und beobachten sehen, bis sie gesehen hat, wo die Henne unter ein kleines Weiden-

oder Wachholder-Sträuchen gekrochen ist, um da ihre Eier abzulegen. — Der Instinkt oder die Schlauheit macht sie nur zur Eierlegezeit so aufmerksam, denn im Herbste oder Spätsommer kümmern sich Krähen und Elstern garnicht mehr um die Fasanenhennen und ihre Morgen-Promenaden, wie im Frühlinge, wohlwissend, daß dann von Eierlegen keine Rede mehr ist. Mein Fasanenjäger sammelte stets eine gewisse Anzahl von Fasaneneiern, um dieselben den Truthennen zum Brüten unterzulegen und da die Fasanenhenne stets ihre Eier den schon gelegten beifügt, aber solches unterlassen würde, wenn man alle Eier herausgenommen haben würde, so legte er künstlich aus Holz oder Gyps nachgeahmte Eier an Stelle der herausgenommenen Eier in das Nest und täuschte so die Henne. — Bei diesen künstlichen Eiern haben wir oft genug die Schnabelhiebe der Krähen und Elstern bemerken können, die sie auch für ächte Eier angesehen, aber ohne günstigen Erfolg bearbeitet hatten. — Fast die meisten hingelegten künstlichen Eier trugen Spuren solcher Angriffe auf die vermeintlichen Eierschalen, Beweis genug, wie wenige den scharfen Blicken dieser Diebinnen entgehen. — In Kleefeldern sind die Nester vor den Krähen und Elstern mehr gesichert, aber da werden wieder viele bei dem zeitigen Kleeschnitte vernichtet, auch sogar oft die Hennen selbst durch die Sensen geköpft, wie ein ähnliches Schicksal auch leider nur zu oft den Rebhühnern, auf den Nestern sitzend, zu Theil wird. — Mit dem Schießgewehre solche diebische Krähen und Elstern zu berücken, ist

nicht so leicht und erheischt viel Pulver und Blei, daher man viel sicherer seinen Zweck erreicht, wenn man in Fasanerien das nöthige Ausrottungsgeschäft durch ausgestellte kleine Tellereisen besorgt, die mit Moos und Blättern verdeckt werden, auf denen man ein Ei als Lockspeise oder Köder legt. — So schlau auch sonst Raben und Elstern sind, so läßt ihre Naschhaftigkeit sie doch die Vorsicht bei Seite setzen.

6.

Schädlichkeit der verwilderten Katzen.

Man schildert in allen naturgeschichtlichen Werken, wie auch Jagdschriften, die wilde Katze als eins der gefährlichsten Raubthiere in einem Jagdrevier und mit allem Rechte, aber da diese Creaturen im Ganzen selten sind, wenigstens in unserer deutschen Heimath nur vereinzelt vorkommen, so schlage ich den Schaden, den sogenannte verwilderte Hauskatzen verursachen, weit höher an, als den durch wirkliche Wildkatzen dem Wildstande zugefügten und zwar deshalb, weil die Zahl der verwilderten Hauskatzen überwiegend ist. — Wie bekannt, jungen die Hauskatzen oft und bringen häufig eine große Anzahl von Nachkommenschaft zur Welt. Sowohl bei mir zu Hause, wie auch in Deutschland tödten die Bauern ungern die jungen Kätzchen, können, oder wollen vielmehr ihren Hausbedarf auch nicht an Katzen vermehren, und setzen die überflüssigen jungen Kätzchen in einiger Entfernung von ihren Häusern in der Hoffnung aus, daß sich irgend ein katzenbedürftiger Nachbar der verlassenen Aussetzlinge erbarmen und sie nach Hause nehmen wird. Bisweilen geschieht solche Aufnahme, aber noch öfter nicht und was wird aus

solchen Aussetzlingen? Es werden verwilderte Hauskatzen, die darauf angewiesen sind, für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen und da geht es denn über Hasen, Hühner und anderes Wild her. — Oft genug habe ich namentlich in Süddeutschland solche verwilderte Hauskatzen auf Treibjagden erlegt, die wie ein Fuchs auf Wechseln angeschlichen kamen, sich stets als sehr wohlgenährte Exemplare erwiesen, somit viel Wildpret genossen haben mußten. — In Baiern schoß ich eines Tages drei auf der Treibjagd und es wurden von anderen Jägern auch noch einige vom Leben zum Tode befördert. — Oefter ist es mir in meiner Jagd-Praxis vorgekommen, daß mir die geringe Kopfzahl in einer Rebhühnerkette auffällig erschien und wenn auch nicht jedes Mal, so doch oftmals fand ich dann in dem nahegelegenen kleinen Gehölz oder einer Remise einen wohlgenährten Kater und strafte ihn durch einen Schrotschuß. — Wer es nicht aufmerksam beobachtet hat, was eine solche verwilderte Hauskatze an jungen Hasen und Rebhühnern, ja sogar an alten Hasen für einen Abbruch thut, wird nicht im Stande sein, auch nur annähernd eine Rechnung darüber aufzustellen. — Hier mögen nur ein Paar Beispiele Platz finden und die Jagdbesitzer zu größerer Verfolgung der Missethäter aus Murrkaters Geschlecht anspornen, wie auch dazu beitragen, daß die Katzenbesitzer lieber die unnütze Brut tödte, als sie aussetze, und so geradezu zu gefährlichen Raubthieren mache. — So ziemlich entfernt von Wohnhäusern hatte ich ein Volk, oder, wie man es bei mir zu Hause nennt, Kette

Rebhühner in der Nähe einer kleinen, aber sehr dicht bestandenen Schonung gefunden, aber ganz unbeschossen gelassen, da die jungen Hühner zu schwach und daher nicht schießbar waren. — Besagtes Volk bestand aus einer sehr starken Kopfzahl d. h. einigen zwanzig. Nach Verlauf von acht Tagen wieder dahinkommend, finde ich selbiges Volk, aber bedeutend verringert an Kopfzahl und auch noch nicht schießbar. Da die alten Hühner, sowohl Hahn als Henne sehr ängstlich thaten und meinen Hühnerhund von der jungen Brut wegzulocken bemüht waren, auch sich, wie gesagt, weniger junge Rebhühner und gleichsam gesprengt blicken ließen, so vermuthete ich, daß vor meiner Ankunft ein Fuchs oder sonstiger Feind der Störenfried des Völkchens gewesen sein mochte. Nach Verlauf von wiederum acht Tagen eine ähnliche Erscheinung und zwar noch weniger junge Hühner bemerkbar. — Als ich endlich dieses Volk für schießbar erachtete und in Begleitung eines Jägers mit seinem Hunde die bis dahin verschonten Hühner beschießen wollte, verwunde ich in der Nähe erwähnter Schonung einen Hasen und er flüchtet sich in die Schonung. — Ich stelle mich am andern Ende der Schonung an und lasse durch den Jäger das Gehölz gleichsam durchtreiben und was gewahre ich zu meiner Ueberraschung? das Volk Rebhühner kommt angelaufen und zwar in der Gesammtzahl von sieben Hühnern incl. des alten Hahnes, und gleich hinterher schleicht ein großer weißbunter Kater, dem ich natürlich sogleich eine tödtliche Schrotladung zusandte und auf der Stelle tödtete. — Die Folge war

natürlich, daß wir die schon bis auf die geringe Kopfzahl von sieben reducirte Kette gänzlich verschonen mußten, aber um uns zu überzeugen, daß außer den wenigen Hühnern nichts weiter von diesem Volke vorhanden war, suchten wir mit zwei Hunden die Schonung und Umgegend auf das genaueste und sorgfältigste ab, constatirten somit auch auf das bestimmteste, daß ich wirklich das ganze Völkchen hatte laufen sehen, der Rest höchstwahrscheinlich ein Opfer der Katze geworden sein mußte. Da eine ähnliche Katze von einem Hüterknaben öfter frühmorgens in der Nähe des Hölzchens beobachtet worden war, so schien mir's klar, daß unsere Ansicht eine richtige war. Es hatte somit innerhalb von noch nicht ganz drei Wochen diese Räuberin ihre Jagd mit so glücklichem Erfolge betrieben, daß sie höchstwahrscheinlich die alte Henne nebst circa 14 bis 15 Stück jungen Hühnchen aufgezehrt hatte. — Nachdem die Katze abgethan war, blieb die Zahl der Rebhühner bis gegen den Winter hin unverändert auf sieben stehen. — Als ich einst auf einer kleinen Reise an einem einzeln dastehenden Landwirthshause zur Erholung meiner Pferde stillhalten lasse und ich selbst einige Schritte umher promenire, gewahre ich eine Hauskatze, die einen jungen Hasen aus dem nächstgelegenen Felde nach Hause trägt. In meinem Jagdeifer will ich der Katze das Häschen abjagen, werfe mit einem Steine nach der Mörderin und zwar fehl, will einen zweiten Stein ergreifen, um einen glücklicheren Wurf zu versuchen, werde aber durch die Bitte der hinzukommenden Hauswirthin daran ver-

hindert, und zwar folgende gemüthliche Phrasen vernehmend. — „Ach lassen Sie doch, die Katze hat Junge und ist eine sehr sorgsame Mutter, denn fast täglich kommt sie schon frühmorgens mit einem Häschen oder Hühnchen nach Hause; nicht wahr, ein prächtiges Thierchen?" Ich befand mich auf fremdem Grund und Boden und konnte nichts weiter thun, als die Achseln zucken und weiter fahren.

Ein Zimmermeister mit seiner Ehefrau und einem großem Kater war aus der Stadt zu mir auf's Land gezogen und hatte Wohnung in dem Hause meines Parkwächters angewiesen erhalten. Der Mann wohnte daselbst ein Paar Jahre, zog dann wieder zur Stadt zurück, hatte jedoch seinen Kater zurückgelassen, weshalb, weiß ich nicht anzugeben, doch es war einmal so der Fall. Einige Zeit war der Kater in dem Hause geblieben, dann aber verschwunden, ohne daß man wußte, wohin er gerathen war. Der Abzug des Zimmermeisters hatte ungefähr im Monat Juli stattgefunden und das Verschwinden des Katers war einige Wochen oder einen Monat später erfolgt. Im nächstfolgenden Winter, der ein sehr harter und schneereicher war, mache ich in besagtem Wildparke ein Treiben auf Füchse und was gewahren wir zu unserer Ueberraschung? der Kater des verzogenen Zimmermeisters lag wie ein Fuchs unter einem Wachholderstrauche in einem weichen Schneelager mitten im Holze, schien sich trotz Schnee und Frost da ganz heimisch zu fühlen und nahm eine drohende Miene an, als wir uns seiner Ruhestätte näherten und wurde

dafür mit einer Schrotladung beehrt. — Da der so erlegte Ausreißer oder Einsiedler einen sehr schönen Balg hatte, so streifte mein Jäger ihm die Haut ab und zu unserm Erstaunen gewahrten wir wahre Fettlagen auf Rücken und andern vom Fell entblößten Theilen; Beweis genug, daß es ihm an Nahrung durchaus nicht gemangelt hatte. — Da dieses Thier nie mehr nach seinem Verschwinden in dem Hause des Parkwächters, noch irgendwo in einem nachbarlichen Hause bemerkt worden war, so konnte man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der Kater gänzlich Waldbewohner und somit eifriger Wildvertilger geworden war. Als ein selten großes Exemplar vom Katzengeschlechte, war ihm gewiß so mancher großer Hase und Gott weiß, was sonst für Wild zur Beute in den vielen Wochen und Monaten geworden, die er in der Wildniß zugebracht hatte. — Um meine Leser nicht zu ermüden, will ich mich mit der Aufzählung dieser wenigen Beispiele begnügen und glaube, durch dieselben genügend die Nothwendigkeit nachgewiesen zu haben, daß verwilderte Katzen so viel als möglich vertilgt werden müßten und das Aussetzen der überflüssigen jungen Kätzchen aufhören dürfte.

7.

Einige Beobachtungen über Wölfe.

Gleich anderen Thieren hat auch der Wolf seine Eigenthümlichkeiten, die auf den natürlichen Instinkt beruhen, oft aber von Nichtjägern und Bauern als ganz besondere Beweise von Ueberlegung u. s. w. ausgelegt werden. — Eine von mir selbst und vielen anderen Jägern in meiner Heimath, der Provinz Kurland, als Thatsache festgestellte Beobachtung ist die, daß Wölfe, die Junge haben, nie ganz in der Nähe des Nestes, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas rauben, sondern ihr Jagd- oder Raubrevier erst eine halbe Meile oder mehr davon beginnt, und zwar, um den Aufenthaltsort ihrer Jugend nicht zu verrathen. — Man hat oft genug Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß Schafe, Gänse und junge Füllen ganz in nächster Nähe der Wolfsfamilie ungefährdet täglich weiden durften, dagegen in entfernten Gegenden bald hier und bald da Verluste von erwähnten Hausthieren schmerzlich empfunden wurden. — Jagden auf's Gerathewohl in Walddistricten anzustellen, wo fast täglich geraubt wurde, war stets ein verfehltes Unternehmen, denn am Tage waren da eine Wölfe zu finden. — Natürlich konnte solche Vor-

sicht der Wölfe nur die unkundigen Bauern, aber nicht so die Jäger täuschen, denn diese letzteren suchten den eigentlichen Raubsitz nicht nach dem Raube zu ermitteln, sondern beobachteten während der Nacht, sich in verschiedene Reviere vertheilend, das Geheul der alten und jungen Wölfe, welches sowohl beim Abzuge, als auch bei der Rückkehr der alten Wölfe von ihren Raubzügen zu hören ist. Ich habe in meinem Werkchen, betitelt: „aus der Jäger-Praxis“, das Verfahren bei solcher gelegentlichen Feststellung und Einbestattung des Wolfsjagens auf junge Wölfe genau beschrieben und wiederhole es daher nicht, indem ich vermuthe, daß mancher Leser dieser Zeilen auch bereits das vielverbreitete Werkchen vor Augen gehabt haben könnte. — Die alten Wölfe schaffen ihren oft sehr weit hergeholten Raub, namentlich an Schafen, meistentheils lebend an den Ort seiner Bestimmung, nehmlich zum Raubneste hin und zwar, um der hoffnungsvollen Jugend rechtzeitigen Unterricht im Schlächterhandwerke zu ertheilen, namentlich, wenn die kleinen Bestien schon größer geworden und sie nicht mehr mit der Muttermilch allein zu befriedigen sind. — Da unter anderen auch mancher ziemlich schwere Hammel zur Beute wird, den der alte Wolf lebend zum Raubneste schaffen will und wie bereits erwähnt, aus ziemlich entfernten Gegenden, so verfährt er dabei in folgender Art. Er ergreift das Thier am Halse und wirft es sich auf seine Vorderblätter, gleichsam den Vorderrücken und trägt es so trotz seines etwas steifen Genickes dennoch ziemlich bequem fort, welches Verfahren

nur zu oft von den Hirten gesehen ward, aber weder durch Geschrei noch Anhetzen von Hirtenhunden gehindert werden konnte. — Um sich's bequemer zu machen, soll der Wolf, sobald er sich unbeobachtet und sicher glaubt, sogar das geraubte Schaf zwingen selbst zur Schlachtbank zu gehen, indem er es, am Halse festhaltend, neben sich herlaufen läßt, sein Opfer auch dazu bereitwillig macht, indem er es im Widersetzungsfalle durch einige Bisse straft, aber auch wiederum den Gehorsam durch mildere Behandlung lohnt. Ich selbst habe solches Verfahren zu beobachten gerade nicht Gelegenheit gehabt, kann auch füglich nur Hirten, oder den täglich ihre Reviere durchstreifenden Buschwächtern (Waldhütern) zu Theil werden, von denen es zu verschiedenen Malen mir berichtet worden ist. — In meiner Heimath hüten größtentheils die Weiber, oder auch Mägde das Vieh und die Schafe in den sehr ausgedehnten Wäldern, wo es denn oft vorkommt, daß ein Wolf ihnen ein Schaf aus aller nächster Nähe raubt und damit abgeht; während Versuche fast immer fehlschlugen, die in Weiberkleider verborgene Jäger machten, um den Wolf zu täuschen und so zu berücken. — Fast ohne Ausnahme unterblieb solch unverschämter Raub, wenn statt eines Weibes, ein verkappter Jäger die Hütung besorgte, erfolgte aber gleich andern Tages vor Augen eines hütenden Weibes. — Die unglaublich feinen Geruchsorgane des Wolfes entscheiden da wohl am meisten, denn der verkappte Jäger hatte natürlich ein Gewehr und Pulver bei sich, was genügte, um den maskirten Schützen zu

entlarven, sobald der Wolf, wie er es zu thun pflegt, stets vor dem Angriffe die Heerde in genügender Entfernung umkreist hatte und somit unter Wind gekommen war.

Häufig habe ich von Bauern die Ansicht aufstellen hören, daß es Fälle gäbe, wo ein sehr alter Wolf aus Lebensüberdruß den Tod suche und ganz ohne Scheu in die Gehöfte käme, um sich da tödten zu lassen. Natürlich fasse ich die Sache anders auf, und jeder Jagdkundige wird meiner Ansicht beistimmen, daß das Alter weder Menschen noch Thiere lebensüberdrüssig macht, im Gegentheil gewöhnlich mehr an das Leben hängen läßt. — Bei näherer Untersuchung ergab es sich stets, daß solche Eindringlinge vom Wolfsgeschlechte ganz alte und fast zahnlose Creaturen waren, die kaum im Stande waren, sich zu ernähren, vom Hunger geplagt, jede Scheu vor Menschen bei Seite legten und sich sogar in die Gehöfte der Bauern wagten, um da bequem ein Schaf oder eine Gans zu holen, statt dessen aber den Tod fanden. — Eine andere Beobachtung dagegen, die ich öfter gemacht habe und die etwas schwerer eine bestimmte Erklärung gestattet, ist die, daß alte Wölfinnen, und zwar unfruchtbare, einen ganz besonders hohen Grad von Mordlust an den Tag legen, d. h. mehr morden, als sie zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen. — Zum Beweise hier ein Paar Beispiele. — Vor mehreren Jahren beklagten die Bauern in der Gegend, wo ich zur Zeit wohnte, viele Verluste an Schafen, die sie theils getödtet, theils stark zerbissen im Walde fanden.

So unter anderen waren einem meiner Bauerwirthe, dessen Gehöft ganz im Walde liegt und dessen Schafe somit nur die Waldweide hatten, auch zuweilen daselbst die Nacht zubrachten, 14 Stück Schafe in einer Nacht zerrissen worden. — Die meisten waren todt und die wenigen noch lebenden waren so arg zugerichtet, daß sie geschlachtet werden mußten. — Soweit man es hatte beobachten können, war zu jener Zeit in der Gegend nur eine einzige Wolfscreatur bemerkt worden, auch von einer jugendlichen Wolfsfamilie keine Spur vorhanden, somit um so auffälliger, daß es fast nie bei einem Schafe bei solchem Ueberfalle blieb, sondern stets eine Niederlage von zehn und mehreren Stücken zu beklagen war. — Meine abgegebene Meinung, daß die Missethäterin eine alte, in unfruchtbarem Zustande befindliche Wölfin sein müsse, bestätigte sich endlich, als durch Zufall dieselbe getödtet wurde, nehmlich einem sein Waldrevier durchstreifenden Buschwächter so zu sagen in den Flintenlauf lief und durch einen Schuß mit Entenschrot den Tod fand. — Es war eine alte Greisin, die dem Anscheine nach schon seit längerer Zeit kein Wochenbette mehr gehalten hatte, wenigstens in ihrem Sterbejahre gewiß nicht. — Einige Jahre später wurden ähnliche Klagen vernommen und ein mir befreundeter Oberförster in meiner Nachbarschaft hatte viel Abbruch an seinen Rehen erlitten und zwar im Sommer, wo es sehr schwer war, Jagden auf die vermuthliche Räuberin mit Erfolg zu unternehmen. — Wir waren einer Meinung, nehmlich, daß es wiederum eine verwittwete Greisin aus dem

Wolfsgeschlechte sein müsse, die nicht allein, um sich zu nähren raube, sondern, wie früher erwähnt, aus Mordlust würge. — Nach einiger Zeit und vielfachem Verluste an Schafen und Rehen wurde auch diese Unholdin zufälliger Weise erlegt, d. h. ohne eine veranstaltete Jagd, und siehe da, unsere Vermuthung bewährte sich wieder wie im früher schon erwähnten Falle. — Als noch schlagenderen Beweis muß ich erwähnen, daß in beiden Fällen nach Erlegung der Wölfin für einige Zeit Ruhe und Friede eingetreten war, also kein anderer Wolf für den Augenblick in der Gegend hausete. — Ist eine Wolfsfamilie vorhanden, oder man bemerkt ein Paar sich zusammenhaltende alte Wölfe in der Gegend, so wird natürlich zum Unterhalte der fast unersättlichen Bestien viel geraubt, aber dennoch nicht mehr, als der Bedarf erfordert, denn ist der Wolf gesättigt, so versäumt er es nicht, seine Siesta abzuhalten und wählt dazu in der Nähe die ihm passenden Dickungen, ohne weiter aus reiner Mordlust zu würgen, wie die obenerwähnten verwittweten Greisinnen. — Wodurch solche Mordlust hervorgerufen wird, lasse ich dahingestellt; wenigstens kann ich keinen triftigen Grund angeben, aber daß bei den unfruchtbaren Wolfs-Matronen solche Mordlust existirt, halte ich für zweifelsohne, wenigstens bin davon völlig überzeugt. — Im Winter thun in meiner Heimath die Wölfe am Wildpret mehr Schaden als im Sommer, weil da kein Weidevieh zu erhaschen ist und alsdann besonders Rehe herhalten müssen, die oft durch harte Winter geschwächt den Wölfen sehr

leicht zur Beute werden, namentlich wenn zwei oder mehrere Wölfe Jagd auf sie machen, und dabei derartig verfahren, daß ein Wolf dem Reh unabläſſig auf der Spur folgt, während der andere auf Wechseln coupirt, die ihm oft mehr bekannt sind, als den Jägern. — Der das Reh jagende und verfolgende Wolf giebt von Zeit zu Zeit laut und zwar durch eine Art von dumpfem Gebell, damit sich der andere, gleichsam den Jäger spielende Kamerade, besser orientiren und anstellen kann. Gewöhnlich ist solche Jagd bald zu Ende und das gejagte Thier die Beute der eifrigen behaarten Jagdherren. — Eigenthümlich ist es, daß Wölfe stets von ihrer Beute irgend ein Zeichen zurücklassen, sei es ein Stückchen von der Decke, ein kleines Stück vom Laufe und dergleichen mehr, trotzdem zwei Wölfe an einem Rehe zu einer Mahlzeit gerade nicht zu viel haben. Es mag Zufall sein, aber auffallend ist es, daß solcher Zufall sich fast ohne Ausnahme ereignet. — Unsere Bauern sagen, der Wolf wolle seine Gegenwart in der Gegend kundthun und lasse daher irgend etwas von seiner Beute liegen, doch kann ich solcher Ansicht nicht beistimmen, muß im Gegentheil annehmen, daß Wölfe vielmehr dahin streben, möglichst unbemerkt zu bleiben. — Daß aber in der Regel etwas auf dem Platze zurückgelassen wird, wo dinirt oder vielmehr soupirt wurde, kann ich aus vielfachen Fällen als Augenzeuge bestätigen. — Will man im Winter seinen Rehstand möglichst vor den Wölfen schützen, so giebt es nur ein probates Mittel und das besteht im Auslegen von Cadavern in ver-

schiedenen Forstrevieren und im täglichen Revidiren solcher Plätze, um die gesättigten Wölfe einkreisen und jagen zu können, denn erstens bleibt manches Reh von so gesättigten Fleischfressern verschont, der am sogenannten Luder-Platze gesättigte Wolf lagert sich gewöhnlich in nächster Nähe und wird um so leichter die Beute des aufmerksamen Jägers. Der Wolf ist zwar auch Feinschmecker und Gourmand, und ein Rehbraten ist seinen Gaumen angenehmer, als der oft im Winter hartgefrorene Cadaver eines crepirten Pferdes oder einer alten Kuh, jedenfalls aber bequemer zu erlangen, und der gesättigte Wolf ist träge, ruht und läßt die Rehe unbehelligt. — Die erfolgreichsten Jagden auf so ihre Siesta haltenden Wölfe sind in unserer nordischen Gegend im Monat Februar, denn alsdann sind die Tage länger und die Rollzeit (Begattung) der Wölfe ist vorüber, somit mehr Zeit vorhanden, um auch in den entfernten Walddistrikten rechtzeitig Treiber und Jäger hinzubeordern, wie auch die Wölfe zur Zeit am festesten bis zum Abend liegen. — Der die Luderplätze täglich revidirende Buschwächter kann schon mit ziemlicher Sicherheit Nachricht zum Rendevouz sowohl Jägern als Treibern geben, bevor er die Wölfe umkreist, wenn er nur beobachtet hat, daß die Wölfe in der vorhergegangenen Nacht sich gehörig angeludert d. h. gesättigt hatten, denn alsdann liegen sie gewöhnlich in der Nähe in den ihnen passendsten, den erfahrenen Buschwächtern auch bekannten Treiben. Etwas rasch muß natürlich dennoch Alles vor sich gehen und die Hauptsache dabei ist ein tüchtiger Kreiser.

— Auf dem Gute meines Oheims, wo ich meine Jugend- und Schulzeit verbrachte, war diese Art von Wolfsverfolgung so gut orgarnisirt, daß wirklich nur ausnahmsweise Fehljagden vorkamen, in der Regel in einem Treiben zu zwei, auch einige Mal zu drei Wölfen erlegt wurden. — So weite Ausflüge in verschiedenen Wäldern auch die Wölfe im Winter machen, so kehren sie doch gern zu den einmal entdeckten Futter-Plätzen zurück und wissen sie sehr genau wieder aufzufinden. Den Beweis dafür lieferte uns während zweier Winter ein lahmgeschossener Wolf. — Die Verwundung war eine derartige gewesen, daß der eine Vorderlauf umgekehrt angeheilt war, nehmlich so, daß sich die Nägel rückwärts und der Ballen vorwärts spürte, somit sehr kenntlich constatirte, daß man es mit einem und demselben bekannten Wichte zu thun hatte. — Besagter lahmer Wolf war während der erwähnten zwei Winter oft gejagt worden, auch mehrere Mal krank geschossen oder ganz gefehlt davon gegangen, kehrte aber stets nach Verlauf von einer oder einigen Wochen in unsere Forst zurück, nahm wieder die Luderplätze an, wurde wieder und abermals wieder gejagt aber leider immer vergeblich, bis ihn im dritten Jahre endlich das Schicksal in unsere Hände liefern sollte. — Beim Abstreifen entdeckten die Leute unzählige Verwundungen durch die verschiedenartigsten Schrot-Arten und fanden fast eine halbe Hand voll Blei in dem Körper dieses Veteranen vertheilt, das aus Posten, grobem Hagel- und sogar Hühnerschrot gemischt bestand, Beweis genung, daß dieser alte Räuber

verschiedene Bataillen durchgemacht haben mußte. — Unsere Jäger wollten diesen unsterblichen Wolf schon für einen sogenannten Wehrwolf, also ein behextes Thier erklären, weil ihn mehrmals auch die besten Schützen gefehlt, höchstens krank geschossen hatten. — Natürlich liefert das endlich im dritten Winter erfolgte Erlegen des Wolfes den besten Beweis, daß nur der Zufall und nicht das sogenannte Böse sein. Spiel getrieben hatte. — Mir erschien dieser Fall insofern interessant und einer Mittheilung werth, daß er einen Beweis von dem zähen Leben dieser Creaturen giebt und außerdem constatirt, daß die Wölfe gern und oft zu den ihnen bekannt gewordenen Luderplätzen zurückkehren. — Durch die soeben beschriebene Methode, die Wölfe nehmlich durch die Luderplätze anzukirren, zu kreisen und dann zu jagen, ist es in meiner Heimath jetzt soweit gekommen, daß Wölfe nur noch hier und da vereinzelt vorkommen und in der Regel bald ihr Ende finden, ein für Schaf- und Heerdenbesitzer erfreulicher Zustand, aber für Jäger, die noch Gelegenheit hatten, oft Wolfsjagden zu genießen, ein trauriger. — Ich erinnere mich noch sehr lebhaft dessen, daß es auf uns alle einen gleichsam elektrischen Eindruck machte, wenn während des Mittagsmahls plötzlich der Diener eintrat und meldete: „es sind Wölfe eingekreist". — Während wir eiligst das Mahl beendeten, wurden schon die nöthigen kleinen Jagdschlitten bespannt; Jagdstiefel, Pelze und Gewehre waren auch bald angethan und fort ging es im schnellsten Trabe zum aufgegebenen Rendezvous. — Gewöhnlich kehrte man

beutebeladen zurück und Damen und Kinder erfreute der Anblick der im Vorhause zur Schau gestellten erlegten Bestien. — Ich schließe diesen Artikel mit einem seufzerartigen Ausrufe: „das waren schöne Tage, aber leider vorüber". — Mögen meine Leser darüber lächeln und sagen, es ist gut, daß es keine oder nur wenige solcher Bestien mehr in unsern Wäldern giebt, doch ich kann als Jäger nicht anders, als sagen, es waren schöne Zeiten! — Das Jahr 1848 mit seinen diversen Errungenschaften hat jedenfalls mehr und rascher alle edlen Wildgattungen vertilgt, als es die Wölfe und Luchse zu thun im Stande waren, denn's schrecklichste der Schrecken ist und bleibt der Mensch in seinem Wahn, beißt nachdrücklicher und verheerender als des Tigers Zahn. — Der Wolf, der seinen Stiefbruder oder Vetter, nehmlich den Hund als Braten nicht verschmäht, im Gegentheil gern verzehren mag, wendet, um seinen Zweck zu erreichen, ein ziemlich schlaues Mittel an. — Er nähert sich Nachts den entweder im Walde selbst oder nahe am Walde belegenen Bauerhöfen, erregt so die Aufmerksamkeit des wachehaltenden Haushundes, wagt es aber nicht in's Gehöft selbst einzudringen, nicht einmal zu nahe heranzukommen, um den bellenden Hund, der ihn auch bereits gewittert hat, zu erwischen. Der Hund wird immer dreister, wenn er sieht, daß der Wolf vor ihm flieht, rückt allmählich weiter außerhalb des Gehoftes bellend auf den ihm feige erscheinenden Wolf los, wagt es sogar nicht nur bis an den Waldrand vorzudringen, sondern geht selbst in den Wald hinein

und wird da entweder von dem ihn gleichsam anlockenden Wolfe selbst oder von dessen Gefährten, der im Hinterhalte verborgen lag, erwischt und als Leckerbissen schleunigst aufgezehrt. — Solche Fälle kamen, als es noch bei uns viel Wölfe gab, nicht gar zu selten vor. — Die auf die Hütung mitgenommenen Hunde, die sich in Gesellschaft der Hüter oder Hüterinnen befinden, läßt er mehr ungeschoren, scheint sie sogar zu fürchten, meiner Ansicht nach der Tageshelle wegen, denn gewöhnlich werden Kühe und Schafe nur am Tage zur Weide in die Wälder getrieben. — Aus Nachlässigkeit der Hüter im Walde zurückgebliebene Kühe oder Schafe waren stets der Gefahr ausgesetzt, eine Beute der Wölfe zu werden, desgleichen junge Füllen und Kälber, wenn auch die Mütter sie schützen wollen. — Hier ein interessanter Fall, der sich vor längerer Zeit in einer Gegend ereignete, wo gerade eine Tucht (Wurf junger Wölfe) ihren Aufenthalt hatte. — Es war eine Kuh nebst ihrem Kalbe über Nacht im Walde zurückgeblieben und wahrscheinlich nur von einem der alten Wölfe angegriffen worden, weil sie ihr Kalb vertheidigen wollte. — Die kühne und mit sehr spitzigen Hörnern versehene Kuh hatte den sie angreifenden Wolf so glücklich und rasch erfaßt, daß sie ihn an einen Kieferstamm gequetscht hatte, nachdem die Hörner tödtlich in den Wolfsleib gedrungen waren. — In solcher Stellung fand man am Morgen die schützende Mutter und den getödteten Wolf, ersterer aber auch verendet und schon steif, dagegen das Kalb unverletzt. — Da es keine

Augenzeugen bei dem Kampfe gab, so ließ sich die Sache nur nach dem Erfolge beurtheilen und es war ziemlich klar, daß die schützende Kuh aus Furcht ihr Kalb geraubt zu sehen, garnicht von dem einmal so glücklich erfaßten Wolfe hatte lassen wollen und war so der Angst, Anstrengung oder der nächtlichen Octoberkälte endlich erlegen. — Nach Aussage der Bauern, die die Vermißte gesucht und entdeckt hatten, wäre die Kraftanstrengung eine derartige gewesen, daß die Hörner der Kuh den Wolf förmlich durchbohrt und an den Kieferstamm gleichsam angenagelt hatten. — Ich sage relata refero, aber die relatas wurden von verschiedenen Bauern als wahrheitsgetreu bestätigt, und haben mich bewogen zu glauben, daß es sich so zugetragen habe, wie ich es meinen Lesern hier vorzutragen für passend erachtete. — Zum Schlusse füge ich hier noch bei, daß es viel schwieriger ist, Wölfe auf der Lauer an den obenerwähnten Luderplätzen zu schießen als Füchse, da erstens der Wolf nur die auf kleinen Waldwiesen hingeworfenen Cadaver angeht und es da schwer fällt, unbemerkt Verstecke für den Jäger anzulegen, ohne daß der Wolf Wind bekommt und zweitens der Wolf in der Regel mit raschen Sätzen auf den Cadaver zuspringt, ein möglichst großes Stück abreißt und sich damit wieder entfernt, um es zu verschlingen und dann das Manöver zu wiederholen. — Auch geht der Wolf lieber und vertrauter in dunkeln, als in mondhellen Nächten an die Cadaver und macht so das Sehen und somit Zielen dem Jäger schwer, das sichere Zielen fast unmöglich. —

Durch vergiftete Cadaver mit Strichnin oder Brechnuß sind ab und zu Wölfe getödtet worden, wenigstens sind mir mehrere Fälle bekannt, unter andern einer, wo ein Wolf die für Füchse ausgelegte, mit Strichnin gefüllte Pille genommen hatte und bald darauf verendet war. — Zu den Zufälligkeiten zähle ich diesen letzten Fall jedenfalls, denn der Wolf findet zu selten eine solche Pille, legt nicht, wie der Fuchs auf solche kleine Leckereien einen Werth, sondern verlangt solidere Massen um seinen Magen zu füllen. — Mit einem vergifteten Kalbs- oder Schafs-Cadaver würde man eher seinen Zweck erreichen, doch auch da muß die größte Vorsicht angewendet werden, um zu hindern, daß der schlaue Kunde das Gift wittert. — Als Jäger bin ich nie Freund von solchen Giftmischereien weder bei Füchsen noch Wölfen gewesen, sondern habe stets lieber mit dem Gewehre, als mit vergifteten Brocken oder Pillen meinen Zweck zu erreichen gesucht. Einem Jäger ziemt es ja auch stets waidmännisch zu verfahren, sei es um Raubthiere oder edles Wild zu fahnden. — Daß bei Wölfen namentlich in harten Wintern und strengem Froste auch die Tollwuth vorkommt, ist so ziemlich Jedermann bekannt, erwähne daher darüber weiter nichts, als daß ich den Grund weniger in der strengen Kälte, als in dem möglicher Weise unbefriedigten Begattungstriebe suche. Die Rollzeit der Wölfe fällt ungefähr in die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr, wo es in nordischen Gegenden gewöhnlich sehr kalt ist. — Aus diesem Grunde ist von Vielen die Ursache der Krankheit einzig und allein in der Wirkung des

strengen Frostes gesucht worden. Es mag auch bisweilen möglicher Weise vorgekommen sein, daß ein Wolf zufällig einen tollen Hund erwischt und verzehrt hat, nachdem er im Kampfe mit demselben selbst einige Bißwunden erhalten hatte, so inficirt wurde. — In unseren sogenannten baltischen Provinzen sind fast nie Fälle vorgekommen, wo Menschen von Wölfen angegriffen und zerrissen worden wären, dagegen im Innern von Rußland solche Fälle gerade nicht zu den allerseltensten zu zählen sind, namentlich während der obenerwähnten Rollzeit, wo sich Wölfe zu ganzen Rotten ansammeln und dann mehr Kühnheit an den Tag legen, als solche für gewöhnlich dem feigen Wolfe innewohnt. — Einzelne Wölfe, selbst zu zwei und drei beisammen wagen keinen Angriff auf einen Menschen, im Gegentheil, fliehen vor ihm. — Der in meiner Heimath und im nördlichen Rußland vorkommende Wolf ist um ein bedeutendes stärker und größer als der in Südrußland massenhaft vorhandene Steppen-Wolf. — Die Steppenbewohner als tüchtige Reiter und im Besitze von sehr ausdauernden und fast nicht zu ermüdenden Pferden betreiben die Jagd auf eine ganz eigenthümliche Art, nehmlich reiten gleichsam den Wolf zu Tode, wenn ich mich ihres Ausdruckes bedienen darf. — Das Verfahren dabei ist Folgendes. — In den Monaten Mai und Juni hat der Graswuchs in den unabsehbaren Grassteppen noch nicht eine solche Höhe erreicht, daß ein Wolf aufrecht stehend gedeckt ist, um sich den Blicken eines Reiters entziehen zu können. Zu selbiger Zeit sind auch alle Ufer der größeren Ströme,

als Dnieper u. s. w. derartig unter Wasser, daß sich die Wölfe im Rohre nicht aufhalten können, sondern Asil in den Grassteppen suchen müssen und dann daselbst überall reichlich vertreten sind. — Der Zweck der Jagd ist nicht die Erlangung der Fälle, sondern nur die Tödtung der Wölfe, denn im Mai und Juni hat das Wolfsfell gar keinen Werth. — Die Jagd besteht in folgendem Manöver. — Ein Reiter bewaffnet sich einzig und allein mit einem einige Fuß langen Knittel, an dessen einem Ende ein ziemlich großer Bleiknopf angebracht ist, besteigt sein unermüdliches Roß und sucht in den Grassteppen einen Wolf aus seinem Lager herauszustöbern, was auch sehr bald gelingt, da es genug solcher Bestien zur Zeit giebt. — Der Wolf flieht vor dem Reiter und letzterer folgt ihm unaufhörlich, anfangs im Trabe und schont sein Pferd, doch verliert keinen Augenblick die Bestie aus den Augen. — Dem fliehenden Wolfe wird es sauer, sein bekanntlich etwas steifes Genick ewig und immer zu biegen, um seinen Verfolger sehen zu können, daher er es vorzieht, stets in einer Art von Bogen zu fliehen, um so wenigstens halbschielend zurückschauen zu können. — Der erfahrene Wolfsjäger sucht stets die Bogen, die der Wolf macht, durch gerade Linien abzukürzen und erspart dadurch seinem Pferde viel an Distance und bringt somit den Wolf eher zur Ermüdung, als das Pferd. In der Benutzung dieses Kunstgriffes liegt die ganze Aufgabe und der Erfolg hängt fast einzig vom richtigen Verfahren hiebei ab. — Es genügt in der Regel ein angestrengter

Ritt von 12 bis 13 Werst um den fliehenden Wolf gänzlich müde zu machen und zu einer Art von Gegenwehr zu zwingen. — Der von der Natur mit einem etwas schwachen Kreuze ausgestattete und obendrein ermüdete Wolf nimmt in der Regel eine sitzende Stellung ein, zeigt Reiter und Pferd seine fletschenden Zähne und wird dafür durch einige derbe Schläge mit dem Bleikopfe auf den Schädel belohnt und so vom Leben zum Tode befördert. — Bisweilen kommt es vor, wenn auch nur selten und ausnahmsweise, daß der zur Verzweiflung gebrachte Wolf einen Sprung gegen den Hals des Pferdes zu machen versucht, um die Gurgel zu erhaschen, doch weiß der geschickte Reiter dann rechtzeitig eine Wendung zu machen und dem Pferde Gelegenheit zu bieten, seine kräftigen Vorderfüße zu gebrauchen, denn, wie bekannt, schlagen die russischen Steppenpferde geschickter mit ihren Vorder- als mit den Hinterfüßen. — Das gewöhnliche Ende solcher Jagden ist immer der Tod des Wolfes ohne große Lebensgefahr für den Reiter und das Pferd.

Eine Methode, Wölfe in schneearmen Gegenden auf der Lauer zu erlegen, will ich hier noch am Schlusse beifügen. Ich selbst habe zwar nicht derartige Versuche angestellt, aber ein alter Jäger in Frankreich und zwar aus der Gegend der Ardennen schildert dieselbe sehr probat. — Man gräbt am Waldessaume, namentlich einer abschüssigen Stelle, eine leere und eines Bodens beraubte Tonne bis an den Rand in die Erde ein, umgiebt den Rand der Tonne kreisförmig mit einem kleinen

Erdwalle und bekleidet solchen Erdwall mit einigen Aesten. — Um solche Tonne herum marquirt man sich ein Karré von 60 Fuß Länge und Breite und gräbt in den vier Ecken die Cadaver von gefallenen Thieren ein, bedeckt dieselben mit einer Erdschicht von höchstens 12 Zoll und bildet so gleichsam 4 Thiergräber. — Vor jedem dieser Gräber zieht man Gräbchen von der Länge von 6 Fuß, 3 Fuß breit und ebenso tief und zwar mit einem kleinen Falle von den so benannten Gräbern aus, um die entstehende Jauche von den in Fäulniß sich allmählig zersetzenden Cadavern aufzufangen. — Sehr zweckmäßig ist es, ein ziemlich morastiges, sumpfiges Terrain zu wählen, weil sich da die Cadaver nur allmählig und langsam zersetzen. — Der Wolf wittert die Cadaver sowohl als auch die sich bildenden Jauchlacken schon aus weiter Entfernung, dagegen den Jäger nicht, der in der eingegrabenen Tonne sitzt, weil der Gestank der verwesenden Cadaver und der Jauchlacken zu stark ist und den Jäger von allen Seiten umgiebt. — Da die Cadaver nicht frei und offen daliegen, werden sie von Raben und Krähen nicht angegangeu, und die Wölfe gebrauchen Zeit, um sie herauszuscharren, halten sich somit länger dabei auf, als wenn die Leckerbissen schon frei dalägen, und geben dem Jäger genügende Zeit, seinen wohlgezielten Schuß anzubringen. — Der gesättigte Wolf liebt es auch sehr, die aus Regen- und Sumpfwasser mit Zusatz der erwähnten Jauche gebildete Bouillon zu saufen und schlürft sie begierig. — Hat der Jäger bemerkt, daß schon Wölfe an den Cadaver-Gräbern ge-

kratzt haben, auch bereits einige Mal von dem Fleische gezehrt und sich an der fauligen Suppe delectirt hatten, so kann er bei hellem Mondschein seinen Sitz in der erwähnten Tonne einnehmen und wird zwischen 11 und 12 Uhr Nachts und 1 Uhr nach Mitternacht ziemlich sicher sein, einen Wolf ankommen zu sehen und seinen Schuß anbringen zu können. — Angenehm ist der Aufenthalt zwischen solchen parfümerirten Riechfläschchen gerade nicht, aber was erträgt ein Jäger nicht, um zu seinem Zwecke zu gelangen. — Jede andere Art, sich mit Erfolg auf die Wolfslauer anzustellen, würde vergeblich sein, da der Wolf, der stets in einem weiten Kreise die Cadaver umgeht, um den Wind von allen Seiten zu haben und sicher den verborgenen Schützen wittern wird, was hier nicht der Fall ist, da die Ausdünstung der faulenden Thierkörper zu stark ist, um den Schützen herauszuwittern und zu verrathen.

8.

Eine in Rußland gebräuchliche Art Birkhühner zu erlegen.

In der Voraussetzung, daß ausländischen Jägern und Lesern dieses Werkchens das hier zu beschreibende Verfahren, um Birkhühner zu erlegen, unbekannt sein dürfte, theile ich hierüber Einiges in aller Kürze mit. Im Spätherbste und Winter baumen die Birkhühner, d. h. Hähne und Hennen, in großen Schaaren vereint auf die Birkenbäume auf, um sich an den Knospen zu sättigen. — Bei einem in sumpfigen Morastgegenden gewöhnlich undichten Stande dieser Baumgattung sind namentlich die schwarzen Birkhähne schon aus weiter Ferne sichtbar und machen es dadurch leicht, einen zweckmässigen Angriffsplan zu entwerfen. — Man macht sich ein Versteck aus herbeigeschafften Aesten in der Nähe einiger einzelnstehender Birkenbäume, setzt auf dieselben ein Paar ausgestopfte Birkhähne und macht sich schußfertig. — Ein Paar Jäger umgehen in einem großen Umkreise die erblickten Birkhühner und suchen dieselben langsam gegen den angestellten Schützen zu treiben. Das Birkwild flieht vor den sich zeigenden Treibern und gewahrt auf solcher Flucht die ausgestellten todten Birk-

hühner, hält deren Sitze für sichere Ruhepunkte, nimmt neben denen auch Sitze ein und wird da von den verborgenen Schützen mit Schüssen empfangen. Da die getäuschten Hühner oft in großen Flügen ankommen und dicht bei einander einfallen, so werden durch ein oder zwei und mehr Schüssen stets mehrere und oft recht viele dieser schönen Morastbewohner erlegt. — Trotzdem das Schießen auf die stillsitzenden Vögel keine große Geschicklichkeit erfordert, so hat die Jagd, in der beschriebenen Art betrieben, dennoch ihren Reiz und erfordert auch gehörige Sachkenntniß, um richtig zu bestimmen, wohin das Wild seinen Flug nehmen wird, und wo sich der Schütze anzustellen hat. — Natürlich ist der Erfolg noch größer, wenn einige Schützen sich anstellen und zu gleicher Zeit feuern.

9.

Einiges über das Gebirgswild und dessen Erhaltung für die Zukunft.

Als junger Mensch und zugleich leidenschaftlicher Jäger hatte ich in den Jahren 1832 und 1833 Gelegenheit gehabt, sowohl das schöne Tyrol, wie auch die baierischen Hochlande kennen zu lernen und daselbst, namentlich im baierischen Gebirge, Jagden zu unternehmen. — Welchen Eindruck auf mich das zum ersten Male erblickte Alpenland und der damals blühende Wildstand machte, brauche ich wohl kaum zu schildern, indem ich vermuthe, daß die meisten Leser dieser Zeilen Jäger und somit zugleich mit mir Naturfreunde und Thierliebhaber sind, daher meine Gefühle ohne weitere Schilderung beurtheilen werden. — Desgleichen würden sie aber auch jetzt mit mir seufzend ausrufen: „Wie war es damals und wie ist es jetzt!", wenn sie wie ich vor ein Paar Jahren nach einem Zeitraume von 35 Jahren jene herrlichen Gefilde wieder betreten hätten. — Wo waren meine einstmaligen muthigen Gebirgs-Jäger und wo war das einstmals massenhaft vertretene Wild geblieben? Antwort. — Die Jäger, zur Zeit meine treuen Kameraden aus jener goldnen Zeit schlummerten sämmtlich

bis auf einen unter ihren Grabhügeln und der Wildstand war ein heruntergekommener zu nennen, denn statt der früheren Rudel von Gemsen, Hirschen und Rehen traf man hie und da vereinzelte Exemplare an. — Der eine soeben erwähnte noch lebende Jäger und ehemalige Jagdkamerad von mir, Namens Hummel, war schneeweißen Hauptes noch als Revierförster in Function, aber in ein anderes Revier versetzt. — Um den Abstand von damals und jetzt recht vor Augen treten zu lassen, muß ich schon die Geduld der Leser etwas in Anspruch nehmen und damit beginnen, den im Jahre 1832 in der Gegend von Kreuth und Tegernsee vorhandenen Wildstand zu schildern, um dann am Schlusse anzugeben, wie ich ihn im Jahre 1869 wiederfand. — Ich hatte im Dorfe Kreuth Wohnung in dem sogenannten Jägerhause genommen, das zugleich mit mir den damaligen Förster, meinen Freund Vollkomm, wie auch den Forstgehilfen Philipp Sachenbacher und Jagdgehilfen Hummel beherbergte. — Mein Wohnstübchen war sehr schlicht und einfach, aber mir dennoch lieber, als irgend eine Enfilade von Gemächern in einem Schlosse, die Kost landesüblich und meine Hausgenossen mir im höchsten Grade lieb und zusagend, denn dem Jäger genügen Jäger zum Umgange stets und etwas Jagdneid verursacht keine Feindschaft, sondern würzt nur die Jagdlust. — Fast täglich durchschwärmte ich bald diesen, bald jenen Berg und manche Nacht wurde in einer Sennhütte oder Waldarbeiterhütte verbracht, so namentlich habe ich einmal auf dem sogenanten Blauberge

3 mal 24 Stunden trotz Schnee und Regen zugebracht und mich dennoch wohl und glücklich gefühlt. — Welch ein reicher Wildstand zu jener Zeit herrschte, kann man leicht daraus entnehmen, daß ich namentlich um dem ebenerwähnten Blauberge herum häufig Rudel von 10 bis 12 Gemsen, einmal sogar von 25 Stück gezählt habe. — Ging man frühmorgens oder gegen Abend durch's Thal, daß sich vom Bade nach dem Dorfe Kreuth hinzieht, so konnte man Brunsthirsche zu beiden Seiten schreien hören, wahrlich eine liebliche Musik für ein Jäger-Ohr. — Daß es bei solchem Wildstande auch Wilderer geben mußte, liegt klar zu Tage, denn der Reiz ist zu groß und Jagdliebhaber unter den Bauern und den angrenzenden Tyrolern gab es stets. — Es herrschte ein wahrer kleiner Guerilla-Krieg zwischen Forstbeamten und Wilderer und der gegenseitige Haß dieser Parteien war ein maßloser, was natürlich zur Folge hatte, daß hie und da und sogar nicht selten ein Forstbeamter oder ein Wilderer eine tödliche Kugel erhielt. — Fast jeder meiner Jagdkameraden hatte einen oder mehrere Wilderer auf sein Gewissen genommen, fand aber darin durchaus nichts sündliches und seinen Schlaf beunruhigendes. — Während meines 4jährigen Aufenthaltes in München erlagen solchem Kampfe drei mir bekannte und befreundete Forstbeamte und zwar der Forstwart Solacher, der Revierjäger in Gmund Meyer und dessen Jagdgehilfe Clas, und daß auch mancher Wilderer seinen Tod fand, versteht sich von selbst, doch kann ich solche nicht namentlich angeben, da so mancher

verschwand, ohne daß man wußte, wo er geblieben war oder sein Leben ausgehaucht hatte. — Das war freilich eine Schattenseite jener goldenen Zeit, aber auch die einzige in jener rosigen Alpenwelt, hervorgerufen durch sehr strenge und harte Jagdgesetze. — Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, einige eiserne Erinnerungskreuze hoch im Gebirge zu sehen, die den Namen der daselbst erschossenen Wilderer von ihren Angehörigen gewidmet worden waren, desgleichen einmal auch die schaudererregende Ueberraschung gehabt, das in einer Krummholzdickung modernde Gerippe eines erschossenen Wilderes gewahr zu werden, vermuthlich von einem Tyrolerschützen herstammend, der die baierische ihm nahegelegene Grenze wildernd überschritten hatte. Doch genug von diesen grausigen Bildern, die die schöne Alpenlandschaft gerade nicht verschönern. — Ganz nahe am Jägerhause im Dorfe Kreuth war ein Scheibenstand angelegt, wo ich mit dem das Bad Kreuth benutzenden Fürsten Boguslaw Radsiwill oft im Scheibenschießen gewetteifert habe, auch zu meiner Schande gestehen muß, häufig übertroffen worden zu sein, was mich aber noch nicht in die letzte Klasse von Scheibenschützen rangirte, da Se. Durchlaucht ein ganz vorzüglicher Büchsenschütze war. — Unter anderen hatten wir einmal auf 150 Schritt Distance mit unseren Pürschbüchsen einige 80 Schüsse gethan und nur wenig weiß geschossen, dagegen aber 13 Schüsse in den 4. Kreis gebracht, der, nach dortiger Art zu zählen, der kleinste ist. Um ganz wahr zu sein verhehle ich nicht, daß der Fürst 7 und ich 6 sogenannte Vierer geschossen

hatte. — Doch wenden wir uns von dem Jahre 1832 zu dem Jahre 1869, wo ich nach langer Abwesenheit mein liebes unvergeßliches Kreuth wiedersehen durfte, doch leider das berüchtigte Jahr 1848 mit allen seinen löblichen Errungenschaften dazwischen lag und fast in ganz Deutschland die Wildstände gänzlich ruinirt hatte. — Wie schon erwähnt, fand ich zwar Berge und Thäler wonnestrahlend wieder, aber die Dorfbewohner waren andere und der Wildstand war ein mit dem früheren ganz unvergleichlicher, nehmlich gesunkener. Auch mein Scheibenstand war nicht mehr vorhanden, die Stelle unter dem schützenden Busche war bebaut, wenn ich nicht irre, durch einen Stall, zum früheren Jäger-, jetzt Bauernhause gehörig. — Die umliegenden Reviere wurden zwar von Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Carl v. Baiern geschont, aber die milden Jagdgesetze thaten der Wilddieberei zu wenig Abbruch und das im Jahre 1848 ausgemordete Wild konnte sich nicht mehr ersetzen. Es gab zwar noch Hirsche und Gemswild in der Gegend, aber vereinzelt, namentlich Hirsche wenig. — Ich konnte nur seufzend ausrufen quae mutatio rerum und zog betrübten Herzens wieder in die Ferne, um wahrscheinlich nie wieder diese lachenden Auen zu betreten. — Um mich aber nicht nur als leidenschaftlicher Jäger, sondern auch als Thierfreund und uneigennütziger Waidmann meinen geehrten Lesern zu präsentiren, kann ich es nicht unterlassen, hier einen Vorschlag zur Hebung des gesunkenen Gemswildstandes in jenen mir entfernten Gegenden zu machen, um wenigstens mit der Hoffnung

in's Grab steigen zu können, daß man meine Ansicht vernehmen und möglicher Weise beherzigen werde. — Mein Vorschlag geht nehmlich dahin, gewisse Gebirgsdistrikte in den Alpenländern auszuwählen und in solchen das Jagen für alle Zukunft gänzlich zu untersagen und so gleichsam einige Pflanzschulen, wenn ich mich so ausdrücken darf, für das schöne Gemswild zu bilden. Man hat solches Verfahren, so viel ich weiß, in der Schweiz für gut befunden und sogenannte Freiberge festgestellt, auf denen zu keiner Zeit, also nie und nimmer eine Gemse geschossen werden darf. Solche Maßregel wirkt nachhaltiger und sicherer zur Erhaltung des Wildes, als jede noch so strenge eingehaltene Schonzeit allein. — In einem freien Lande, wie es die Schweiz ist, und wo es so gute und leidenschaftliche Gebirgsschützen giebt, die Jagd auch beinahe jedem Bewohner erlaubt ist, würde längst schon keine Gemse mehr existiren, wenn sich die ausgeschossenen Reviere nicht aus den erwähnten Freibergen immer und immer wieder rekrutiren könnten. — Zu Zeiten Königs Ludwig des Ersten leisteten die geschonten königlichen Leibgehege, zu denen damals die Kreuther- und Tegenseeer- ꝛc. Reviere zählten, etwas Aehnliches, als ich es jetzt von den sogenannten Freibergen zu erwarten wage. — Im österreichischen Tyrol, Steiermark ꝛc. ist noch großer Schutz des Wildes vorhanden, da Sr. kaiserliche Majestät Franz Joseph selbst passionirter Jagdfreund und guter Waidmann ist, Leibreviere unterhält und solche die Stelle meiner projectirten Freiberge vertreten, aus denen sich die ohne Schonung behandelten

Reviere stets auf's Neue bevölkern. — Solche Verhältnisse sind aber weniger constant, denn es entscheidet da die Liebhaberei des jedesmaligen Regenten einzig und allein, dagegen die einmal durch ein Reichsgesetz zu Freibergen erhobenen Reviere in die Ewigkeit fortwirkend stets die umliegenden, sogar weit entfernteren Gegenden mit Gemswild, wie auch Edelhirschen bevölkern würden. — Sollten diese Zeilen das Glück haben, von mächtigen und einflußreichen Jagdfreunden gelesen zu werden, so könnten die Wünsche eines alten Waidmannes, wie ich es bin, möglicher Weise realisirt und mir nach dem Scheiden aus diesen irdischen Jagdrevieren ein freundliches Waidmannsheil über meinem Grabe nachgerufen werden.

10.

Die Insel Runo und die dasige Seehunds-Jagd.

In der Ostsee, nicht fern von der kurländischen Küste, liegt ein kleines Inselchen, Runo benannt, und von einem Völkchen deutschen Stammes bewohnt. Da dieses kleine Eiland, wie alle Strandgegenden, schlechten unfruchtbaren Ackerboden und fast keine Erwerbszweige hat, so sind die Runoer gezwungen, ihren Lebensunterhalt einzig und allein aus der Fischerei und der Seehundsjagd zu beschaffen. Obzwar Unterthanen des russischen Kaiserreichs, könnte man hier fast glauben, eine kleine Republik und sogar Communismus vor Augen zu haben, denn im Ganzen mischt sich die Regierung gar wenig in die Angelegenheiten der Insulaner, die gleichsam unter der Regierung ihres lutherischen Predigers stehen, ihm die Entscheidung jedes streitigen Rechtsfalles inapllable überlassen und gleichsam Hab und Gut d. h. den Erlös aus der Fischerei und der Seehundsjagd als Gemeinde-Eigenthum betrachten und unter sich vertheilen. — Um die übrige europäische wie außereuropäische Welt kümmern sich diese einfachen schlichten Menschen wenig oder garnicht und lassen sich höchstens größere und interessantere Begebenheiten von ihrem Prediger er-

zählen und mittheilen, der eine Zeitung hält, aber gewöhnlich den ganzen Jahrgang auf einmal am Schlusse des Jahres aus Riga erhält und jeden Morgen die passende Tages-Nummer des vergangenen Jahres beim Kaffee lesen soll, somit höchst veraltete Nachrichten entnimmt und seinen Pflegebefohlenen mitzutheilen im Stande ist. — Bei dem im höchsten Grade ehrlichen und züchtigen Völkchen sollen selten, eigentlich gar keine Streitigkeiten und Differenzen vorkommen, somit der Richterspruch erwähnten Predigers auch sehr selten in Anspruch genommen wird. — Die Kopfzahl der Runoer ist eine geringe und die Zunahme sehr unbedeutend, da die gefahrvolle Seehundsjagd und Fischerei im Meere jährlich viele Opfer fordert. — Die zur Seehundsjagd erforderlichen Gewehre fabriziren sich die Leute selbst und bestehen in gezogenen einläufigen Büchsen des allerkleinsten Calibers, eine Kugel von der Größe einer großen Erbse schießend. Pulver und Blei beziehen sie aus Riga, wohin sie auch ihre Jagd-Erwerbnisse verkaufen. — Nachdem meine Leser so in aller Kürze eine Schilderung der Insel und ihrer Bewohner hiemit erhalten haben, wollen wir einen Blick auf die Art und Weise werfen, wie die Seehundsjagd betrieben wird. — Die Haupterntezeit in diesem Erwerbszweige fällt in die Monate März, Anfangs April, wo die Seehunde Junge haben und alsdann sich viel auf dem Eise aufhalten d. h. stets in nächster Nähe der im Eise vorhandenen Spalten oder sogenannten Wuhnen (Löcher, die die Seehunde selbst machen). — An diesen Löchern

stellen sich die Jäger auf und erwarten, die mit einem Wiederhaken versehene und an einem langen Seile befestigte Harpune in der Hand haltend, die auftauchende Robbe und suchen dieselbe durch einen kräftigen Wurf zu erlegen, bevor sie an die Oberfläche kommt. — Eine zweite und zwar beliebtere Art von Jagd besteht darin, daß sich eine Anzahl Schützen, gedeckt durch die aufgehobenen Eismassen und maskirt durch ein weißes, bis an die Hacken reichendes Hemde und einer weißen Perrücke von Ziegenhaar auf dem Kopfe, in einiger Entfernung der verschiedenen erwähnten Spalten und Wuhnen auf den Anstand stellen oder häufig legen, geduldig trotz der Kälte die hervorkommenden Robben erwarten und sie durch einen auf den Kopf gezielten Schuß erlegen. Ein anderer Schuß würde nicht zum Zwecke führen, denn der, wenn auch tödtlich verwundete Seehund eilt sogleich in die nahegelegene Spalte oder Wuhne und ist für den Jäger verloren und unerreichbar. Es muß ein auf der Stelle tödtender Schuß sein und der erfolgt in der Regel, da die Runoer vortreffliche Büchsenschützen sind, auch ihre kleinkalibrigen Büchsen genau auf's Haar schießen. — Die dritte Art von Jagd und zwar die ergiebigste findet statt, wenn, nachdem weiches oder starkes Thauwetter geherrscht hat und dann plötzlich strenger Frost eintritt, denn es frieren alsdann die erwähnten Wuhnen zu, bevor die Seehunde ihren Rückzug in's Wasser angetreten haben und können auf dem Eise massenhaft von den herbeieilenden Jägern erschlagen werden. — Die größte Gefahr für die kühnen Jäger

entsteht dadurch, daß häufig durch plötzliches Umschlagen des Windes sich größere Eismassen rasch von einander ablösen und so gleichsam zu schwimmenden Eisinseln gebildet, die darauf befindlichen Jäger fort in's offene Meer hineintragen und dem Hungertode preisgeben. — Man hat nicht selten Fälle gesehen, wo derartig verschlagene Runoer Seehundsjäger an die schwedische Küste getrieben, halb erstarrt und fast verhungert landeten und so gerettet wurden. — Zur Vorsicht führen die Runoer bei ihrem weiten Vordringen auf dem befrorenen Meere stets einige Böte mit, um vermöge derselben über vorkommende, durch Eisrisse gebildete Wasserflächen zu setzen, wie auch in Fällen der Noth sich zu retten. — Häufig geht aber das Abtrennen einer Eisscholle so plötzlich vor sich, daß die auf dem Anstande stehenden Jäger nicht mehr zu den hinter sich gelassenen Böten gelangen können und dann ihrem harten Schicksale erliegen müssen. — Wie weit die Verwegenheit dieser Leute geht, beweisen uns die in weite Entfernungen auf dem verrätherischen Elemente unternommenen Excursionen, die oft bis vor den Windauschen Hafen, ja sogar bis hoch in den botnischen Meerbusen hinauf ausgedehnt werden. So sahe man öfter von dem Windauschen Schlosse aus, das eine freie Aussicht weit in's Meer hinein gestattet, ein Dutzend Runoer Seehundsjäger, eine halbe Meile vom Ufer entfernt, auf dem im Frühjahre sehr unzuverlässigen Eise wochenlang ihr Waidwerk betreiben, ohne an's Land zu kommen, dann auch wieder verschwinden, um nach ihrem ziemlich ent-

fernten Eilande, reichlich mit Beute beladen, zurückzukehren. — Für Zuschauer mit Fernröhren bewaffnet, war das ein interessantes Schauspiel, aber für die Jäger ein ziemlich ernstes und gefahrvolles Treiben. — Das ab und zu aufblitzende Feuer der aufmerksam auf ihren Posten stehenden Jäger und alle sonstigen Bewegungen konnte man deutlich sehen und erregte die Spannung der von ferne Zuschauenden im höchsten Grade. — Ich erinnere mich eines Falles, wo ein Runoer Bot an der Küste von Dondangen, wo ich mich gerade der Jagd auf Elchwild wegen befand, landete und 50 erlegte Seehunde an Bord hatte, die für den Augenblick in einer, einem Dongangenschen Bauer gehörigen Scheuer untergebracht wurden, weil das Bot füglich nicht mehr an Beute fassen konnte, aber die Seehundsjäger den gerade günstigen Moment nicht unbenutzt lassen wollten, daher gleich nach Ausladung ihrer bereits erlegten Thiere zu den Eisflächen zurückruderten, um noch mehr Beute zu machen. — Der Erlös solcher Mühe und Gefahr ist gerade nicht ein verhältnißmäßig entsprechender, denn man kauft in Runo ein schönes Seehundsfell noch für einen halben Rubel oder 75 Copeken und der sonst gewonnene Thran ist auch nicht gerade als ein gar zu großer Erlös anzuschlagen, es muß also die große Masse der erlegten Thiere entscheiden. Die Genügsamkeit und einfache Lebensweise der Runoer Insulaner gestattet es, sich in der Abgeschiedenheit von der übrigen bewegten Welt glücklich und zufrieden zu fühlen und liefert den Beweis, daß gerade nicht im Weltgewühle und in der

Befriedigung aller möglichen Genüsse das wahre Glück zu suchen ist, im Gegentheil eine Uebersättigung nur immer und immer mehr die oft schwer zu befriedigenden Anforderungen und Wünsche hervorruft, somit mehr Sorgen als Freuden bringt. — Auf der kleinen Insel fand der flüchtende und später verbannte Herzog Wilhelm von Kurland für einige Zeit ein stilles und sicheres Asyl, bevor er von da aus nach England übersiedelte, um daselbst bis zu seinem Lebensende zu verweilen. — Dieser Fall gehört zu den wenigen, steht möglicher Weise als einziger, die kleine Insel geschichtlich berührender da. — Außer einigen Seevögeln hat das Inselchen keine jagdbaren Thiere aufzuweisen. Ein möglicher Weise dahin über's Eis eingewanderter Wolf oder Fuchs, daselbst zu lange verweilend und an seiner Rückkehr zum Festlande durch plötzliches Verschwinden der benutzten Eisbrücke verhindert, erreicht natürlich sehr bald durch die eifrigen Jäger sein Ende.

11.

Eine merkwürdige Bärenjagd.

In den sehr ausgedehnten und fast undurchdringlichen Waldungen des zu Rußland gehörigen Gouvernements Nowgorod hatte ein Bauer ein großes gezahntes Ottereisen aufgestellt, um Wölfe zu fangen. Als er sein Eisen revidiren geht, gewahrt er zu seiner Ueberraschung die Fährte eines starken Bären, findet sein Eisen nicht wieder, sondern nur ein Stück des Strickes, mit dem er die am Eisen befindliche Kette an einen Baum gebunden hatte. Bei näherer Untersuchung lieferte ihm der frühzeitig gefallene Schnee die deutlichsten Beweise, daß statt eines Wolfes sich der Bär in dem aufgestellten Eisen an einer Vorderbrante (Tatze) gefangen, den Strick abgerissen hatte und sammt Eisen davongegangen war. — Er eilt zur Stadt und theilt den Fall dem Obrist v. Koskull, einem geborenen Kurländer und leidenschaftlichen Jäger mit. — Ohne Verzug macht sich erwähnter Herr auf den Weg und überzeugt sich, im Walde angelangt, daß, was der Bauer berichtet hat, auf Wahrheit beruht, denn er sieht im Schnee deutlich den Abdruck der einen im Eisen steckenden Brante, wie auch den Strich der geschleppten kurzen Kette. — Die Folge auf der Fährte wird sogleich begonnen und nach

unzähligen und ermüdenden Quer- und Wiedergängen durch die fast undurchdringlichen Dickungen und die durch Fallholz gebildeten Barrikaden während des ganzen Tages und nach Wiederholung solcher Folge nächsten Tages gelingt es dem rüstigen, auch keine Mühe scheuenden Jäger des Bären ansichtig zu werden und durch eine richtig angebrachte Kugel erlegen zu können. — Das Thier erwies sich als ein männliches Exemplar der größten Art, hatte in aufrechter Stellung gemessen eine Höhe von circa 6½ Fuß rheinländisch Maaß und war schön dunkel gefärbt. — An der einen Vorderbrante hing das Fangeisen sammt Kette fest und lieferte den Beweis, daß der Bär gerade auf den sogenannten Teller des gezahnten Eisens tretend sich gefangen hatte und trotz aller Mühe und Kraft nicht im Stande gewesen war, es abzustreifen, sondern sich hatte begnügen müssen, erwähnten Strick zerrissen zu haben. — Das Fell schön präparirt, ziert jetzt als wärmender Fußteppig das Zimmer des Bruders jenes unverdrossenen Jägers und zeigt deutlich, daß der so seltsamer Weise zum Tode geförderte Petz ein ganz selten großer Vertreter seines Stammes gewesen sein muß. — Nach Aussage des Herrn Obristen war das Thier so lange vor seinen Verfolgern geflohen, und somit unerreichbar gewesen, bis es durch Ermüdung und möglicher Weise durch die bei jedem Schritte erneuerten Schmerzen zur Verzweiflung gebracht, sich stellte und den Schützen annahm (angriff), dabei aber die tödtende Kugel in der Gegend des Gehörs erhielt und sofort verendete.

12.

Das Waidwerk in alter guter Zeit und jetzt.

Wie es in verschiedenen andern Branchen mit den ertheilten wie auch fälschlich arrogirten Titeln geht, so geschieht ein ähnliches auch in der Jägerei und da vielleicht noch öfter, als in andern Fächern, Gewerben und Functionen. — Viele haben den Doctor-Titel erworben, ohne desselben würdig zu sein, andere arrogiren sich solchen ohne Weiteres, wie z. B. fast jeder Zahnarzt, selbst wenn er nichts weiter als rasirender Disicpel und Zahnausreißer ist, sich gern Doctor nennen läßt. — Ganz in ähnlicher Weise nennt sich Jeder, der nur ein Gewehr besitzt und ab und zu auf der Jagd einen Hasen oder sonstiges Gethier durch einen natürlich knallenden Fehlschuß in Angst versetzt hat, ohne alle Umstände Jäger, Schütze oder gar noch hochtrabender Waidmann; und warum auch nicht, da ja auch die Pseudodoctoren schlechtweg Doctor titulirt werden und als solche leben und sterben, ohne daß in der Neuzeit irgend Jemand nach ihren Diplomen frägt. — Ein Jagdherr wünscht einen Jäger zu engagiren und gleich stellen sich ihm dutzendweise grüngekleidete Männer vor, werden ihres angenehmen Aeußern wegen ohne Weiteres

engagirt und mit dem Titel Jäger beehrt. — Ob aber ein solcher Grünschnabel auch einen sogenannten Lehrbrief aufzuweisen hat oder nicht, darum kümmert man sich in der Regel bei der bestehenden Gewerbefreiheit nicht weiter, sondern man kleidet ihn in eine Jägerlivre und ist stolz darauf, einen Jäger im Dienst zu haben. — Ein ähnliches Verfahren findet auch oft bei der Erhebung irgend eines vornehmen Herrn zum Oberjägermeister eines Regenten statt, denn auch da entscheidet nicht die Fachkenntniß, sondern die Gnade des Fürsten oder die Protection irgend eines schon in Gnade stehenden Hofcavaliers. — Alles löbliche Errungenschaften der Neuzeit! — Wie anders war es ehemals, wo wirklich das Waidwerk in Blüthe stand und in jeder Hinsicht ächt waidmännisch betrieben wurde, man von jedem Jagdbeamten, sowohl im niedern als auch im allerhöchsten Stande, wirkliche Fachkenntniß verlangte und nur der solche Besitzende den Titel Jäger führen durfte und als solcher angestellt wurde. — In Baiern hörte ich sehr bezeichnende Benennungen solcher obenerwähnter Pseudo-Jäger, als z. B. Bockspringer, maskirter Jäger und dergleichen mehr, die Titel auch sehr richtig gewählt erscheinen, denn die Function solcher Zierpüppchen besteht auch einzig und allein darin, durch Aufsetzen eines Federhutes und Umhängen eines vergoldeten Hirschfängers einen Jäger vorzustellen und den Sitz auf dem Bocke neben dem Kutscher einzunehmen. — Oft sind sogar solche maskirte Jäger nichts weiter als der Zierrath des Wagens irgend eines Herrn, der nie ein Ge-

wehr in die Hand nimmt und höchstens das Wildpret auf seiner Tafel kennt und da mit Messer und Gabel seine kühnen Angriffe und zwar stets mit gutem Erfolge und in reichlichem Maaße zu machen pflegt. — Wie der Herr, so der Diener, oder in casu der Jäger! — In solchem Falle kann man nichts einzuwenden haben, wenn ein Jäger ohne Lehrbrief und Fachkenntniß engagirt und maskirt wird, denn das Ganze soll doch nur eine Art Maskerade vorstellen. Anders aber verhält es sich, wo der Jagdherr wirklicher Jäger ist, denn solcher müßte doch in der Wahl seiner Jägerei etwas vorsichtiger sein, wenn er dem später unfehlbar eintretenden Verdrusse vorbeugen will. Ganz ebenso verhält es sich an den verschiedenen Höfen mit der Wahl und Ernennung der Oberjägermeister bei fürstlichen Herren. Ist der regierende Herr kein Jagdliebhaber, so mag in Gottes Namen irgend einer der Standesherrn und Magnaten die Stelle eines Oberjägermeisters repräsentiren und durch eine reich decorirte Jägeruniform den Glanz des Hofstaates erhöhen, dagegen ein Regent, der selbst Jagdliebhaber ist, oder auch nur seiner hohen Gäste wegen die Hof-Jagden wirklich waidmännisch betrieben wünscht, gut thun wird, bei der Wahl seines Oberjägermeisters und aller anderen Jagdbeamten mehr auf deren Fachkenntniß, als auf deren sonstige hohe Stellung zu sehen. — Ein sogenannter Jagd-Dilettant ist schon als einfacher Jagdgenosse mehr schädlich als nützlich, bisweilen sogar gefährlich, aber noch weit schädlicher als höchster Jagddirigent. — Meine geehrten

Herren Leser, die nicht gerade in die eben erwähnte Klasse der Jagddilettanten rangiren, vielmehr Jäger von gutem Schrot und Korn sind, werden wohl mehr oder weniger gleicher Ansicht mit mir sein, aber dennoch nähere Aufklärung wünschen, was von einem guten fachkundigen Jäger zu verlangen sei. Ich will versuchen, das in möglichster Kürze zu erläutern, aber in einem Worte das Gewünschte mitzutheilen, geht nicht, da die an die Jägerei gestellten Anforderungen sehr verschiedenartig sind. Wir wollen daher einzeln die verschiedenen Zwecke der Jagdherren in's Auge fassen und ihnen die passende Jägerei empfehlen. — Ist der Jagdherr selbst nur ein sogenannter maskirter Jagdherr, somit kein Jäger im wahren Sinne des Wortes, aber dennoch Liebhaber von Wild auf seiner Tafel, so kann er einen maskirten Jäger am allerwenigsten gebrauchen, denn ein solcher ist nicht im Stande, das nöthige Wildpret zu liefern. — Er muß einen guten Schützen und sonst sachkundigen Jäger, der ohne die Beihülfe anderer Helfershelfer stets beutebeladen heimkehrt, engagiren, einen Mann, dem mit Recht der Titel eines guten Küchenschützen zu ertheilen ist. Damit aber ein solcher Küchenschütze nicht am Ende auf ganz wildleergewordenen Revieren umherirren müßte und natürlich, trotz seiner Geschicklichkeit im Auffinden und Erlegen des Wildprets, dennoch stets ohne Beute heimkehren würde, wären dem besagten maskirken Jagdherrn auch noch einige andere Jagdfunctionaire zu empfehlen, die für Erhaltung und Erziehung des Stoffes zu seinen Tafelfreuden Sorge

tragen müßten und diese dürften aus folgenden Persönlichkeiten bestehen. — Allem zuvor müßte da obenan ein tüchtiger Revierförster oder Revierjäger stehen, dem die Bewachung, rechtzeitige Fütterung in harten Wintern und sonstige Hege und Pflege des Wildes anvertraut ist. — Soll noch mehr und leichter zu erlangender Stoff zu den Tafelfreuden beschafft werden, so wäre die Anlage eines Wildparks wie eine Fasanerie zu empfehlen, und natürlich der Park uuter die Direction eines guten Wildmeisters wie die Fasanerei unter die eines gelernten Fasanenmeisters zu stellen. — Alle diese Functionen in einer Person zu vereinigen, ist nicht rathsam, denn jeder dieser Artikel nimmt, gut behandelt, genügend die ganze Zeit eines Menschen in Anspruch. — Ist der Jagdherr ein wirklicher Jäger, so kann der Küchenschütze entbehrt werden, denn durch die vom Herrn selbst und seinen Jagdgenossen abgehaltenen Jagden wird die Tafel schon genügend besetzt sein, doch die andern obenerwähnten Jagdbeamten sind da um so unerläßlicher und eine gute Wahl derselben um so wichtiger, da durch Jagdlust mehr Wild erlegt wird, als es die Tafel eines der größten Gourmands jemals verlangen und bedürfen könnte. — An Stelle des erwähnten Küchenschützen müßte ein Jäger treten, der sich auf die Dressur von Hunden, Leitung der Jagd selbst, somit auf das Einbestatten und Einkreisen von Wild bestens versteht, in einem Worte bei einem Privatmanne das im Kleinen sein muß, was der Oberjägermeister im Dienste eines Regenten im Großen ist. — Von diesen ebenerwähnten

Persönlichkeiten müßte ein Jeder, um allen Wünschen und Anforderungen pünktlich zu genügen, sein besonderes Fach gründlich erlernen und von unten auf, oder wie man sich auszudrücken pflegt, von der Picke auf bis zum Grade eines hirsch- und waidgerechten Jägers, Park- oder Fasanenmeisters herauf dienen, auch nicht eher eines Engagements würdig erachtet werden, als bis er einen Lehrbrief seines frühern Prinzipals oder Lehrherrn aufzuweisen hätte, wie es vor Zeiten usus war, als das Waidwerk noch in höchster Blüthe stand. — Um tüchtiger Oberjägermeister zu sein, erheischt es noch mehr, umfassendere und weitergreifende Kenntnisse in dem gesammten Jagdwesen, mehr oder weniger auch in den Special-Fächern als z. B. in der Fasanenzucht, Anlage und Behandlung einer Fasanerie, wie auch einer Einrichtung und Behandlung des Wildparks und dergleichen mehr. — Die allerwichtigste Anforderung, die an einen tüchtigen Oberjägermeister im Dienste eines regierenden Herrn zu stellen ist, besteht darin, daß er es verstehe, sogenannte eingestellte Jagen einzurichten und zum Abschuß des eingestellten Wildes alle nöthigen Vorkehrungen so zu treffen, daß Alles prompt und rasch vor sich gehe, denn die hohen Herrschaften haben oft nur einige wenige Mußestunden übrig, die sie der Jagdlust zu widmen wünschen. — Unerläßlich nöthig ist es, daß dem Oberjägermeister genügende Mittel zum Hofjagdbetriebe disponibel gestellt werden, denn eingestellte Jagen, mit Allem was drum und dran hängt, verursachen nicht ganz geringe Unkosten, lassen sich aber

freilich bei gehöriger Sachkenntniß und umsichtiger rechtzeitiger Vorsorge um ein bedeutendes verringern. — Soweit wären wir nun mit der Uebersicht des für die verschiedenen Bedürfnisse erforderlichen Jagdpersonals gediehen und könnten leicht zur Ansicht gelangen, die ganze Angelegenheit wäre ebenso einfach in der Jetztzeit in Gang zu bringen, wie ehemals, aber stoßen dennoch auf unübersteigbare Hindernisse, geboten durch die veränderten Formen von Grundbesitz und die damit verbundenen Gerechtsamen. Die in früheren Zeiten, namentlich vor 1848 vorhandenen großen zusammenhängenden Besitzlichkeiten boten auch größere Jagdreviere, reichlich mit Standwild verschiedenster Art besetzt, dar und gaben schon dadurch Gelegenheit, das Waidwerk gründlich zu erlernen. — Jetzt ist leider Alles anders geworden; ich sage leider von dem Gesichtspunkte eines Jägers und Jagdliebhabers aus, die Zustände betrachtend. — Die Parzellirung der ehemals großen Grundbesitze und Eintheilung derselben in herrschaftliche und bäuerliche Landparzellen würde den Wildstand gerade nicht ruinirt haben, wenn nicht zugleich bei solcher Parzellirung auch den Bauergemeinden das Jagdrecht auf ihrem Grund und Boden zugestanden worden wäre, wie es leider größtentheils in Deutschland geschehen ist. — Wie soll das Wild geschont werden, wenn es jedem angrenzenden bäuerlichen Grundbesitzer freisteht, das übertretende nach Belieben zu erlegen, denn das Wild wird nie die Grenzmarken erkennen lernen, wenn man solche auch noch so kenntlich machen wollte, somit nie wissen, wo es seines

Lebens sicher und wo es dessen gefährdet ist. — Jeder kleinere Grundbesitzer weiß es nur zu gut, daß er kein Standwild hat, noch haben kann, betrachtet somit Alles einfach als Wechselwild und schießt es, wo er es nur kann, bis auf's letzte Stück ab. — Fast jeder Hase und jedes Volk Rebhühner gehört schon 2 bis 3 Jagdberechtigten, so wenig entfernt auch solche wechseln, dagegen ein Stück Hochwild oder Reh gewiß das zu erlegende Eigenthum von einem Dutzend Grundbesitzern sein wird, denn diese Wildgattungen verlangen schon mehr Raum, um in ihren Sommer- und Winterständen abwechseln zu können. Steht nun jeder kleinere Grundbesitzer mit gespanntem Hahne auf seinem Reviere auf Anstand und das Wild durchzieht oft an einem Morgen oder Abend 3 bis 4 Herrn-Reviere, so ist es fast unmöglich, daß es ungeschoren davonkommt. — In Deutschland, namentlich Preußen, ist solchem Uebelstande wenigstens etwas vorgebeugt und zwar dadurch, daß nur denjenigen Grundbesitzern das Jagdrecht auf eigenem Grund und Boden zugestanden ist, die zusammenhängend 300 Morgen Terain besitzen, aber was will das bei Hoch- und Rehwild bezwecken, wo diese Thiere Tausende von Morgen in einer Nacht zu ihren Spaziergängen bedürfen. — Wo die bäuerlichen Grundstücke der einzelnen Glieder einer Dorfgemeinde so zerstückelt liegen, daß keiner der Dorfbewohner zusammenhängend 300 Morgen Land hat, soll das Gesammt-Areal des ganzen Dorfes meistbietend verpachtet werden und zwar in der löblichen Absicht, das Wild schonend behandelt zu sehen. — Statt der

gewünschten Schonung tritt da aber gerade das Gegentheil ein, denn im Meistbot hat ein Jeder das Recht als Concurrent aufzutreten und zwar nur als temporairer Jagdinhaber für die Zeit von 3 oder höchstens 6 Jahre. — Die Folge davon ist, daß sich fast jeder städtische Bürger und Jagddilettant, sei es aus Jagdliebhaberei oder aus Eitelkeit, irgend ein bäuerliches Jagdterrain pachtet und ähnlich einem Falken, Wolf oder Fuchs, auf demselben Alles mordet, was ihm nur schußmäßig naht. Warum sollte er es auch nicht thun, denn erstens will ein solcher Jagddilettant mögligst sein Pachtgeld durch Wildverkauf herausschlagen und fürchtet außerdem nach Ablauf seiner Pachtzeit überboten zu werden, sobald er die Jagd schonend betrieben hat und sich der Wildstand etwas gehoben haben würde. Schonzeiten sind zwar vom Staate strengstens angeordnet, aber wer will und kann eine solche Anzahl von städtischen Wildtödtern auch nur annähernd controlliren, wo kein einziges der ebenerwähnten Pachtreviere unter der Controlle oder Beaufsichtigung eines Revierjägers steht, sondern ganz und gar in Händen des Jagdpächters ist. — Der Wildverkauf wird auch im höchsten Grade lau beaufsichtigt und Liebhaber von Wild auf der Tafel giebt es leider zur Schon- wie zur Schießzeit und gerade in der Schonzeit werden die besten Preise gezahlt. — Bei der Landparzellirung und Uebertragung von Grund und Boden als erbliches Eigenthum an die Glieder der Bauerngemeinden sind natürlich auch bisweilen ziemlich bedeutende Forsten den Bauern zugetheilt und somit der

Holz- und Wildstand der beliebigen Behandlung preisgegeben worden. — Da ist mit einem Schlage ein doppelter Hieb in das edle Waidwerk gethan, denn erstens schonen nur in seltenen Ausnahmefällen die Bauern ihre Forsten, sondern wollen so viel und so rasch als nur irgend möglich aus denselben Revenüen ziehen, schlagen halbreifes Holz nieder, ruiniren durch Einsammeln aller Waldstreu den Waldboden und entziehen so durch Lichtung der Wälder, Ausrottung alles Unterholzes, wie jedes sich zeigenden Haidekrautes und sonstigen Deckungsmittels dem Wilde jeden Schirm und Schutz. — Nachdem wir so ziemlich alle die schönen Errungenschaften des berüchtigten Jahres 1848 in's Auge gefaßt und die entstandenen Mängel übersehen haben, wird uns unwillkürlich die Frage in den Vordergrund treten, wie ist solchem Uebelstande möglichst entgegen zu treten, oder wie wäre solch waidmännischer Krebsschaden, wenn auch nicht gänzlich zu heilen, so doch zu mildern. — Die Diagnose der Krankheit kennen wir bereits und durch diese Kenntnißnahme ist es uns auch klar geworden, weshalb das Waidwerk in der Jetztzeit so in seiner Würde herabgesunken ist, denn ohne Wild kann weder der Wildschutz noch der waidmännische Wildabschuß gründlich wie ehemals erlernt, somit auch kein hirschgeachteter Jäger, wenigstens in Deutschland nicht mehr, ausgebildet werden. — Sollen dereinst wieder einmal hirschgerechte deutsche Jäger existiren, so muß Allem zuvor ein Wildstand geschaffen werden und der könnte nur allmählig wieder entstehen, wenn

alle bäuerlichen Wald- und Feldmarken, die früher zu den großen Grundbesitzlichkeiten gehört haben, eo ipso als Jagdterrain für einen von der Regierung fixirten Pachtsatz wieder denselben zugetheilt und die Behandlung bäuerlicher Forsten der Ueberwachung und Verwaltung der örtlichen Oberförstereien untergeordnet und anheimgestellt werden würden. Eine solche Maßregel wäre im Stande viele vorhandene Mängel in der Wald- und Wildbenutzung abzustellen, wie auch in allen übrigen Verhältnissen wohltuend zu wirken und zwar folgender Maaßen. — Die Waldverwüstung vor allen Dingen würde aufhören, desgleichen die Wildschinderei, wie auch die Verschwendung der Zeit, die jetzt Bauern und Handwerker als Jäger figurirend dem Waidwerke opfern. — Die solche theure Zeit nicht opfern wollenden Jagddilettanten benutzen zum Exercieren der Jagd höchst unchristlich die Sonn- und Feiertage, was auf alle zuschauenden Nichtjäger einen höchst widerwärtigen Eindruck machen muß. — Das Tönen des Jagdhorns und das Geknalle der Gewehre solcher Sontagsjäger paßt nicht zum Glockengeläute und Orgeltone, ist aber auch zu den Errungenschaften der Neuzeit, namentlich des Jahres 1848 zu zählen. Nirgend wo erscheint der altherkömmliche Spruch: „Schuster bleib' bei deinem Leisten" passender und gerechtfertigter, als gerade im Betriebe des edlen Waidwerks. — Diana erröthet sicherlich beim Anblicke solcher unberufener Jagdcarricaturen, wie man sie Sontags massenhaft zu den Thoren der Städte hinausziehen sieht, und die Schutzgöttin der Jagd wird näch-

stens ihr Amt gänzlich niederlegen wollen, und St. Hubertus wird sich vor Verzweiflung im Grabe umdrehen müssen, wenn nicht rechtzeitig Aenderungen eintreten, die das edle Waidwerk wieder in seinen Ehrenstand zurückerheben, in welchem es ehemals so glorreich dastand. — Geschieht das nicht, so ist es Zeit, daß alle wirklichen Waidmänner sich mit dem letzten Seufzer und Ausrufe: »fuimus Troes« in's Grab legen und Forst und Wild gänzlich den karricaturartigen Sontagsjägern überlassen.

13.

Zwei Auerhähne mit einem Schusse erlegt.

Zur Zeit, wo die Balgzeit der Auerhähne schon zu Ende ging, ich aber dennoch einen oder ein Paar Hähne erlegen wollte und dazu eine Einladung von dem mir benachbarten Kronsförster Schäfer erhielt, begab ich mich vor Tagesanbruch in die zu dem Kronsforste Oberbartau gehörige Pfalz, hörte auch einen Auerhahn sein Morgenlied beginnen, aber bald wieder verstummen. Nachdem ich einige Augenblicke vergeblich auf Erneuerung der herrlichen Balztöne gewartet hatte, vernahm ich statt dessen nur das Krächzen oder, wie wir es zu nennen pflegen, Räuspern eines Auerhahnes, das sich aber so rasch hintereinander wiederholte, daß ich die Anwesenheit von zwei eifersüchtigen Hähnen vermuthen durfte. — Die Balz keines der eifersüchtigen Platzhähne begann und ich versuchte es, mich langsam und begünstigt von der noch herrschenden Dunkelheit näher an den Ort heranzuschleichen, woher die erwähnten Räuspertöne herkamen. — Mein Versuch glückte mir, denn ich schloß aus den deutlich mein Ohr berührenden Tönen, daß ich höchstens 40 bis 45 Schritt von dem Hahne sein könne, konnte aber noch nichts gewahren. — Meine Augen möglichst anstrengend, gewahrte ich endlich auf dem Erd-

boden ein Paar weiße Punkte, die sich bald zeigten, bald wieder verschwanden und von zwei kämpfenden oder kampfbereiten Rivalen des Auerhahngeschlechts herrühren mußten. — Die besagten weißen Punkte schienen höchstens 10 bis 12 Zoll von einander entfernt und in der Hoffnung, ein grober Hagel, den ich geladen hatte, würde genügen, um beide Hähne zu decken, legte ich mein Gewehr an den Kopf und visirte, so gut es sich in der Dunkelheit thun ließ, genau zwischen die sich wieder zeigenden weißen Flecke, ließ meinen Schuß krachen und eilte auf meinen Zielpunkt eilig zu. Daselbst angelangt und zwar fast mit Verlust meiner Augen des vorhandenen Weiden- und andern Gestrüppes wegen, erblicke ich zwei Auerhähne in einer Entfernung von circa 4 Fuß von einander liegen und zwar einen Hahn scheinbar verendet, den anderen aber noch um sich schlagend und so weiter rückend. — Ich trete vorsichtshalber dem scheinbar todt daliegenden Hahne auf den einen weggestreckten Flügel und lange, mich gehörig ausstreckend, nach dem andern sich scheinbar entfernen wollenden Hahne, ergreife ihn auch, erhalte aber durch die letzten Zuckungen heftige Flügelschläge und bin gezwungen beide Hände zu gebrauchen. — Während ich solcher gebotenen Nothwendigkeit nachkomme, entzieht sich der angetretene Flügel des scheinbar todt dagelegenen Auerhahnes und der Todtgeglaubte eilt geflügelt am Erdboden davon. — Meine Beute und mein Gewehr in Händen haltend, will ich hinter dem Flüchtlinge hinterher, werde aber durch dichtes Gestrüpp aufgehalten und verliere in der Finsterniß

den Hahn aus dem Gesichte. — Mein ergriffener Hahn verendete bald und ich sahe, daß ich einen Fehler begangen hatte, den zappelnden statt des scheinbar todtliegenden Hahnes erfaßt zu haben, aber es war zu spät; geschehene Dinge sind in der Regel nicht mehr zu ändern und so ging es auch mir. — Ich rief meine zurückgebliebenen Jagdgenossen, den Herrn Förster und den Buschwächter herbei, aber auch die konnten nicht helfen. — Wir schickten den Buschwächter nach der Försterei, um einen Hühnerhund zu holen, aber der weiten Entfernung wegen vergingen darüber mehrere Stunden. — Als endlich der Hund erschienen war, setzten wir ihn auf den Anschuß und die Auerhahn-Fährte, wenn ich mich so ausdrücken darf, und die Folge nahm ihren Anfang, ging auch so ziemlich glücklich vor sich, wie wir aus dem hier und da von dem Auerhahn verlorenen Gefieder ersehen konnten, aber erreichte ein trauriges Ende, als wir an einige mehr oder weniger breite Siepe kamen, durch die der flügellahme Hahn geschritten war. — Der Hund, trotz seiner feinen Nase, konnte nicht der Spur nachziehen, da zu viel Zeit verloren gegangen war und uns stets nasse Stellen vorkamen, die sich im Frühjahre mehr als zu viel in den ausgedehnten Waldungen und namentlich Auerhahn-Pfalzen vorfinden. — Ich mußte mich mit dem einen erlegten Hahne begnügen und bedauerte sehr, den zweiten Hahn Meister Reinecke zum reichlichen Mahle überlassen zu müssen, denn es war doch vorauszusehen, daß ein geflügelter Auerhahn einem solchen Schicksale nicht entgehen würde.

— In fast ähnlicher Weise entging mir einst ein vom Baume herabgeschossener Auerhahn, der sofort und zwar mit Windeseile geflügelt davonlief, sich in der Dunkelheit dem zweiten Schusse entzog, indem er sofort eine Deckung annahm, die es unmöglich machte, noch einen Schuß anzubringen. — Auch dieser Flüchtling wurde vergeblich mit Hülfe eines Hühnerhundes verfolgt, der nach Verlauf einiger Stunden herbeigeholt worden war. — Wie man aus diesen angeführten Fällen ersieht, ist es stets rathsam, einen herabgeschossenen Auerhahn sofort zu ergreifen, wenn er fällt, natürlich aber auch nur dann, wenn die Möglichkeit vorhanden ist solches zu thun, was mir aber in beiden erwähnten Fällen die Jagdpatronin Diana nicht hatte zugestehen wollen, sondern ausnahmsweise Herrn Reinecke hatte bedenken und erfreuen wollen. — Gerechtigkeit muß in der Welt sein und die Beute nach Umständen gleichmäßig an die diversen Jäger vertheilt werden und daß Reinecke auch Jäger und zwar recht eifriger und unverdrossener ist, wird ihm wohl Niemand absprechen können.

14.

Statt eines Birkhahns wird ein Wolf erlegt.

Ein in meinen verschiedenen Jagdschriften mehrmals erwähnter Buschwächter, Namens Apscheneek, der als Wald- und Wildhüter auf dem in der Provinz Kurland belegenen Gute Kabillen angestellt, mitten im großen Forste wohnte und zu einem der besten Jäger zu zählen war, gebt früh Morgens in noch herrschender Dunkelheit hinaus, um womöglich einen balzenden Birkhahn zu beschleichen und zu erlegen. — Auf einer kleinen, mit einzelnen Erlen und Birken bestandenen Waldwiese bazlt auch bereits ein liebestrunkener Birkhahn und zwar schußgerecht entfernt von einem, die kleine Wiese umgebenden Strauchzaune, wie solche unsere lettischen Bauern verschwenderischer Weise ganz einfach aus zusammengeworfenen Baumstämmen, an denen die Aeste belassen werden, zu formen pflegen. Diese Art von Umzäunungen sind gleichsam eine Art Strauch-Wall, wenn ich mich so ausdrücken darf, und haben in der Regel eine Höhe von circa 3 Fuß und etwas darüber und unten eine Breite von circa 3 bis 4 Fuß, genügend um das Vieh vom Eindringen in die Wiese abzuhalten. — An solchem Zaune entlang und begünstigt von gutem Winde, schleicht der Schütze, auf allen Vieren

fortrutschend, und sein einläufiges, mit grobem Hagel geladenes Gewehr mit sich ziehend, um so gedeckt an den Birkhahn schußgerecht zu gelangen. — Plötzlich hört er auf der andern Seite des Walles, aber in seiner allernächsten Nähe, etwas rauschen, greift unwillkürlich zur Flinte, um sie schußgerecht zu machen. — Eine Secunde später springt ein Thier quer über erwähnten Strauchzaun kurz vor ihm auf höchstens 2 bis 3 Schritt Entfernung, flieht aber dann auch erschreckt in größter Hast davon, ohne daß der Schütze erkennen kann, welche Thiergattung den kühnen Sprung gemacht und dann flüchtig geworden ist. — Ohne sich lange zu bedenken, sendet der überraschte Jäger dem Flüchtlinge seine grobe Schrotladung nach, kann aber der großen Dunkelheit wegen nicht sehen, welche Wirkung der Schuß gethan hat. — Bei ruhiger Ueberlegung wird dem alten erfahrenen Jäger bange, daß er einen groben Fehler begangen, nehmlich möglicher Weise statt auf einen Rehbock auf eine Rehricke geschossen habe, und wünscht von ganzem Herzen, daß der Schuß ein Fehlschuß wäre. — In solcher Ungewißheit geht er weiter in den Forst hinein, um sein Heil auf Haselwild zu versuchen, welches mit der ersten Morgendämmerung gern auf die Locke kommt. — Der balzende Birkhahn war durch den Schuß erschreckt, verstummt und davongeflogen, also für den heutigen Morgen auch nicht mehr zu erlangen. — Nach Verlauf einiger Stunden und Erlegung mehrerer Haselhühner kommt unser Schütze wieder an den erwähnten Punkt zurück, wo er auf das ihm unbekannt

gebliebene Stück geschossen hatte, sucht seinen Anschuß zu ermitteln, geht etwas weiter in die Dickung hinein und was sieht er zu seiner Freude und größten Ueberraschung verendet daliegen? Ein großer Wolf liegt circa 100 Schritt von seinem Anschusse mausetodt da und ersetzt ihm als Jagdbeute doppelt und dreifach den verjagten Birkhahn, den er sich einige Tage später auch holte. — Sowohl meine Ansicht, als auch die des sehr erfahrenen alten Schützen ging dahin, daß der Wolf den auf allen Vieren fortkriechenden Jäger für ein Reh gehalten, und den Satz über den Strauchzaun gerade vor seiner vermeintlichen Beute gethan hat, um solche von vorne sicherer zu erhaschen. Im Augenblicke aber, wo nicht mehr das Gesicht, sondern der Wind entschied, war der feine Räuber bald im Klaren, wen er vor sich hatte, und nun hieß es, rasch fliehen, doch die Schrotkörner flogen rascher als er, und mußte den Balg hergeben, wenn solcher auch im beginnenden Frühlinge gerade nicht am schönsten war. — Ungefähr auf ähnliche Weise hatte erwähnter Buschwächter Apscheneek schon früher einmal einen alten Wolf ganz zufälliger Weise vor's Rohr bekommen und mit Hühnerschrot erlegt. — Nehmlich auf einem Gange durch sein Revier kommt er, aus der Dickung hervortretend, an den, eine kleine Waldwiese umgebenden Strauchzaun und gewahrt einen Wolf, der über die Wiese quer hinübertrabt und zwar nicht weiter als 35 Schritt von ihm entfernt. — Natürlich zögert er keinen Augenblick, dem schädlichen Waldbewohner seine Ladung Hühnerschrot in die Wei-

chen zu geben, wo der Wolf am empfindlichsten ist und die Wirkung blieb nicht aus, denn der flüchtig werdende Wolf gelangte nur noch bis an die andere Seite der kleinen Waldwiese, will über den Zaun springen, hat aber nicht mehr die Kraft dazu, taumelt zurück und verendet so noch vor Augen des erfreuten Jägers. — Solche Jagdglücksfälle können natürlich nur ausnahmsweise Jägern zu Theil werden und eigentlich nur solchen Buschwächtern, die täglich früh und spät ihr Revier durchstreifen, so zu sagen durchschleichen, denn das Schuhwerk unserer lettischen Bauern und Buschwächter besteht in einer aus weichem Rindleder gemachten Art von Sandale und macht die Tritte, namentlich wenn es naß ist, fast ganz unhörbar. — Durch diese Art von Fußbekleidung werden auch unsere lettischen Wilddiebe um so gefährlicher und manches Reh wird ihnen zur Beute.

15.

Seltene Fremdlinge und Raritäten in der Thierwelt.

Zuweilen erscheinen plötzlich Fremdlinge aus der Vogelwelt in Ländern, die sie sich sonst nie zum Aufenthat erwählen, auch solche nicht als Durchzügler vom Süden nach dem Norden und zurück zu durchwandern pflegen, können somit nur als Verirrte oder durch Stürme Verschlagene betrachtet werden. — Wie allgemein bekannt, kommt die große Trappe (otis tarda) weder als Zugvogel, noch als Brutvogel in den russischen Ostsee-Provinzen vor und dennoch erschien vor einigen Jahren ein altes Exemplar dieser europäischen Straußgattung im Herbste auf dem Roggenfelde des Privatgutes Gawesen in Kurland, das nicht gar ferne von der Ostsee küste belegen ist, hielt sich daselbst während mehrerer Wochen auf der grünen Saat, und wurde endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, von dem dasigen Amtmanne erlegt. — Auch ich erhielt einst eine in meiner Gegend, unfern meinem Wohnsitze Kalleten in Kurland, erlegte Zwerg-Trappe, die nur in südlichen Gouvernements Rußlands, wie auch in andern südöstlich gelegenen Ländern, als der Türkei, Ungarn und Rumänien vorkommt. — Das erlegte Exemplar war eine Zwerg-Trappe weiblichen Geschlechts, scheinbar schon älterer Vogel und im

wohlgenährten Zustande. — In der Tilsiter Niederung, Ostpreußen, namentlich auf der Grafschaft Rautenburg erschienen plötzlich ganze Massen von sogenannten Nachtreihern (ardea nicticorax), saßen daselbst auf allen Weidenbäumen der Gegend ohne alle Scheu und wurden mit leichter Mühe in großer Anzahl erlegt. — Weder früher noch in späteren Jahren wurden ähnliche Erscheinungen beobachtet und ist kein derartiger Vogel daselbst gesehen worden.

Vor einigen Jahren zeigten sich in Kurland, namentlich in der Umgegend von Mitau, Pelikane, wurden auf verschiedenen Revieren geschossen, auch mehrere sogar lebend eingefangen. Auch diese seltsame Erscheinung steht ziemlich isolirt da, denn ich habe von diesen schönen Vögeln nie weiter etwas gehört, selbst von den ältesten Leuten war früher nie ein Pelikan in meiner Heimath gesehen worden.

Obgleich ich hier eigentlich nur von Fremdlingen aus der Vogelwelt sprechen wollte, füge ich doch ein Paar Worte über ein Paar seltene Vierfüßler bei, die in meiner Heimath und zwar in dem zu Kurland gehörigen Kronsforste Rutzau bemerkt und auch erlegt wurden, um das Mitau'sche Museum zu zieren. Diese raren Waldbewohner waren zwei ganz weiße Rehe und zwar beide weiblichen Geschlechts. — Es war gerade nicht ein lobenswerthes waidmännisches Verfahren, diese zarten Damen zu erlegen, aber der Erwerb für's Museum entschuldigt zum Theil diesen unwaidmännischen Act. — Aehnlich gefärbte Rehe sind auch nie weiter

bemerkt worden und ich nehme an, daß es sogenannte Albinos oder Kakerlake gewesen sind, wahrscheinlich von einer gewöhnlichen grauen Rehricke zu gleicher Zeit gesetzt. — Worauf dieses seltene Naturspiel beruht, lasse ich unentschieden, da ich wenigstens keinen triftigen Grund dafür zu ermitteln im Stande bin. — Der im Winter weißgefärbte Hase (lepus variabilis), wie auch das im Winterkleide ganz weiße Moorschneehuhn oder, wie es bei mir zu Lande fälschlich benannt wird, weiße Birkhuhn (tetrao lagopus) kommt in Kurland noch ziemlich häufig vor, aber außer den erwähnten beiden weißen Rehen ist sonst nie ein solches, wie auch nie ein weißgefärbtes Elch vorgekommen, wenigstens in meiner Praxis nicht, woher ich die weißen Rehe nicht als eine sogenannte Varietät, sondern als ein seltenes Spiel der Natur annehme. — In dem russischen Gouvernement Nowgorod sind einige Mal Rennthiere gesehen und auch erlegt worden, was ich auch als eine Merkwürdigkeit ansehe und daher hier solches berichte, denn nur durch Verirrung oder möglicher Weise hervorgerufene Hungersnoth konnten die Polarbewohner auf solche Abwege gebracht worden sein.

16.

Das Waidwerk in Baiern zu Zeiten König Ludwigs des Ersten.

Von dem Jahre 1831 bis zum Jahre 1835 lebte ich als junger Mann, zugleich aber auch leidenschaftlicher Jäger, wie auch später noch einmal längere Zeit in der Residenzstadt Baierns, München, und hatte somit Gelegenheit, nicht nur das derzeitige Waidwerk kennen zu lernen, sondern auch die Früchte eines gut behandelten Wildstandes im reichlichsten Maaße zu genießen. Da ich selbst gern jener schönen Zeiten gedenke, so vermuthe ich, daß es die Jäger der Jetztzeit vielleicht interessiren dürfte, Einiges aus jener fernen längstentschwundenen Periode zu hören, und will hier möglichst kurz meinen geehrten Lesern ein Bild vor Augen führen, wenigstens versuchen es so treu als möglich auszumalen. — Der König Ludwig I. von Baiern, unstreitig einer der größten Förderer der Kunst und Wissenschaft seiner Zeit, war gerade nicht ein zu großer Nimrod, hatte auch bei seinen vielseitigen staatlichen und wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht Zeit genug übrig, um dem edlen Waidwerke zu jeder Zeit nachhängen zu können, sondern pflegte während des Herbstes und Winters jeden

Jahres 12 bis 13 sogenannte großartig arrangirte Hofjagden abzuhalten, zu denen die Prinzen des Hauses und die größten Würdenträger Einladungen erhielten. — Der König Ludwig sprach es sogar aus, daß er gerade nicht leidenschaftlicher Jagdliebhaber sei, aber dennoch das Waidwerk in Ehren gehalten werden müßte, weil es zum Glanze und Lüstre eines Hofes beitrage und von allen deutschen Herrschern betrieben worden wäre. — Persönlich nahm der König nur an eingestellten Jagden und 2 bis 3 Fasanenjagden Theil, und zwar, weil solche ihm weniger Zeit raubten, und er dennoch Gelegenheit fand, viel Wild höchsteigenhändig zu erlegen. — Alle Reviere d. h. Leibgehege, die eines Wildabschusses bedürftig waren, aber nicht an die Reihe der ebenerwähnten eingestellten Jagen gelangten, wurden mit dem Namen königliche Reservejagden belegt und unter Direction des königlichen Hofjagd-Amtes, also von dem Oberjägermeister beschossen, der dazu die passenden Jagdcavaliere, wie auch fremde Jagdliebhaber einladete. — Außer den großen Wildparks, wie z. B. dem Forstenrieder, Hohenlindener und Starenberger und mehrerer Fasanerien, wie Mosach u. s. w. existirten eine Menge sogenannter königlicher Leibgehege sowohl im Gebirge, wie im Flachlande, die so zu sagen von Wild strotzten. —Die hauptsächlichsten Leibgehege in den baierischen Hochgebirgen waren zur Zeit das Bergtesgadener und das Tegernseeer- oder Kreuther-Revier, wo es Hirsche und Gemswild vollauf gab, und im Flachlande kannte ich als vorzügliche Leibgehege das Allacher, Schleißheiner,

Perlacher, das Revier des Revierjägers Holzapfel und das von Roth, wie noch viele andere mehr. — Welcher Wildstand in solchen Revieren vorhanden war, mögen hier einige Beispiele beweisen. — In Berchtesgaden z. B. wurden unter andern auf einer von Sr. Majestät abgehaltenen Jagd in einem Treiben 99 Stück Gemsen erlegt. — Im Hohenlindner Park sahe ich in Zeit von einigen Stunden 88 Stück Schwarzwild niederstrecken, wie im Reviere Roth in zwei eingestellten Treiben an einem Tage eilfhundert Hasen, ein Paar Füchse und ungefähr 10 Stück Edelwild als Jagdbeute liegen, von denen König Ludwig selbst 300 Hasen und einiges an Hochwild erlegt hatte. — Im Reviere Perlach war das Jagdresultat eines Tages einige 40 Rehböcke, 4 bis 5 Füchse und verschiedenes Hochwild außerdem. — Die bei den königlichen Fasanenjagden abgeschossenen Fasanen sind der Zahl nach meinem Gedächtnisse entschwunden, können aber nach einer später in Mosach abgehaltenen Nachjagd beurtheilt werden, denn auf einer solchen, durch den Oberjägermeister Coulon arrangirten, erlegten fünf Schützen an Zahl in wenigen Stunden 100 und einige 40 Stück, wovon Se. Durchlaucht der Fürst Constantin Löwenstein-Wertheim über 40 Stück schoß und auf meinen Theil 24 kamen. — Auf einer sogenannten Reservejagd, Revier Allach, wurden in einem Halbmondtreiben in Zeit von circa 1½ Stunden 480 Hasen erlegt, von denen der Fürst Löwenstein 48, der General Graf Pappenheim 45 schoß und auf meinen Antheil 35 kamen. — Im Revier Allach habe ich bei Gelegenheit einer Rebhühner-

jagd mir einmal die Aufgabe gestellt, zu ermitteln, wie lange Zeit ich gebrauchen würde, um ein Dutzend im Lager liegende Hasen zu erblicken, sahe genau nach der Uhr und hatte dazu nur die kurze Spanne Zeit von zwanzig Minuten nöthig gehabt. — Auf dem dicht am Stadt-Thore belegenen Reviere (Leibgehege) des Revierförsters Holzapfel schoß ich in Begleitung des derzeitigen Hannoverschen Jagdjunkers und spätern Oberjägermeisters des Königs von Hannover, Baron Rehden, in einem einzigen ziemlich schmalen, aber langen Kartoffelfelde 24 und Baron Rehden ebenfalls 24 Rebhühner in der kurzen Zeit von ein Paar Stunden. Wir hätten noch weit mehr erlegen können, aber uns war nur die erwähnte Zahl von dem Jagdamte bewilligt worden. — Wie nahe das Kartoffelfeld von der Stadt belegen war, kann man daraus ersehen, daß ich im Jahre 1869, wo ich München besuchte, die Stelle nicht mehr wiederfinden konnte, weil darauf ein ganz neuer Stadttheil erbaut war. — Im Reviere Schleißheim schoß ich an einem Vormittage 35 wilde Kaninchen und auf einem Jagdreviere, das der Banquier Baron Eichthal damals in Pacht hatte, auf der Suche im Herbste in Zeit von 5 bis 6 Stunden 18 Hasen. — Das Revier Schleißheim hatte damals einen Stand von 800 bis 1000 Stück Edelwild, das sich größtentheils auf den unabsehbaren Moosflächen (Moosfilzen) aufhielt. Am dasigen Jägerhause war eine Art von Thurm angebracht und daselbst ein großes Fernrohr aufgestellt, um das Wild beobachten zu können. — Man konnte von da aus oft 5- bis 600

Stück zählen, sogar die Zahl der Enden der stärkeren Hirsche möglichst richtig ansagen. — Auf der ganz kahlen Fläche war das Pürschen zu Fuß ganz vergeblich und mit einem Wagen hineinzufahren der sumpfigen Bodenbeschaffenheit wegen nicht möglich. — Auf dem sogenannten Freisinger Moos gab es Dammwild in großer Menge. — Bei Gelegenheit einer Jagd im sogenannten englischen Garten, die der Fürst Löwenstein machte und an der ich Theil nahm, erlegten wir in wenigen Stunden einige 40 Hasen, hätten auch einige Rehböcke schießen können, aber wurden verschont. — Auf Spazierfahrten zu dem sogenannten Aumeister am Ende des englischen Gartens konnte man stets Rehe vertraut am Wege stehen sehen, desgleichen Fasanen, die quer vor dem Wagen über die Chaussee liefen. — Die Pecassinen-Jagd auf dem Allacher Moos war so belohnend, daß unter andern mein Freund, der damalige Lieutenant, später General Graf Riciardelli, ein ausgezeichneter Flugschütze, daselbst an einem Tage über 80 Pecassinen erlegte. — In dem dem Grafen Montgelas gehörigen, in der Vorstadt belegenen, mäßig großen Garten konnte man jeder Zeit Rebhühner und Fasanen finden und erlegen. — In einem Worte gesagt, wo man um München herum hintrat, stieß man auf Wild. — Bei einer Durchfahrt durch den Starenberger Park, auf der ich den Fürst Löwenstein begleitete, erlegte der alte, aber auch zugleich unersättliche fürstliche Jagdherr 5 Dammhirsche von seinem Jagdwagen aus. — Ebenerwähnter Fürst erlegte eines Tages auf dem Reviere

des derzeitigen Revierförsters Nessel 5 starke Edelhirsche auf der Pürschfahrt, war aber dennoch in seiner Jagdbegierde nicht gesättigt, sondern setzte sich nach eingenommenem Mahle gegen Abend noch an einer sogenannten Tränke auf den Anstand und erlegte da noch den 6. Edelhirsch, der ein starker Zwölfer war. — Fuhr man im Winter, wenn Schnee lag, auf der Chaussee, die von München nach dem Schlosse Nympfenburg führt, so konnte man bisweilen 10 bis 15 Volk Rebhühner zählen, die rechts und links von der Chaussee auf den Saatfeldern lagen. — Mehrere Male habe ich verirrte Hasen durch die breite Ludwigsstraße laufen sehen, was wohl dafür spricht, daß es in nächster Nähe der Stadt nicht an Vertretern von Lampe's Geschlecht fehlte. — Auch die Wildpreise zu damaliger Zeit in München wiesen einen kolossalen Wildstand jeder Art nach, denn man kaufte in dem königlichen Wildgewölbe Rebhühner zu 24 Kreuzer pro Stück und konnte sie während der Schießperiode stets vorräthig und zwar in großer Zahl finden. — Häufig wurden Rebhühner, die von Privatjagdbesitzern auf den Markt kamen, zum Preise von nur 18 Kreuzer feilgeboten. — Trotz des damals stark vertretenen Wilddiebstahls gab es doch in ganz Baiern eine Masse von Wild der verschiedensten Gattungen, man könnte fast sagen Alles war vertreten. — Wir haben uns hier nur die Hofjagden, Parks, Fasanerien und Leibgehege angesehen, wollen aber, um nichts unberücksichtigt zu lassen, auch einen Blick auf die Privat-

Jagdreviere in damaliger goldener Zeit werfen und werden auch da befriedigt erscheinen dürfen. — Außer den Herzoglich Leuchtenbergischen Jagdrevieren, wie auch den dem Herzog Max in Baiern, dem Fürsten Taxis bei Regensburg und dem Fürsten Löwenstein-Wertheim im Spessart gehörigen, die man fast alle den königlichen Leibgehegen an die Seite stellen konnte, gab es eine Menge von Privatjagdrevieren ersten Ranges, wie die gräflich Arco'schen, Taufkirchen'schen, Zweibrücken'schen und Eichthal'schen, um Ebersberg belegenen, wo die sogenannten Klopfjagden im Herbste ganz unglaubliche Resultate lieferten. — Z. B. auf der Eichthal'schen jährlich, 5 Tage dauernden, wurden täglich 15 bis 20 Rehböcke und zwar vorschriftsmäßig nur Sechser-Böcke, wie auch 10 bis 12 Füchse und eine Menge Hasen erlegt. — Auf den Treibjagden des General-Adjudanten Baron Zweibrücken wurden selten weniger als 70 Füchse geschossen und der Graf Taufkirch hatte einen Rehstand, der seines Gleichen suchte. — Die Schon- oder Hegezeit war den Privatjagdbesitzern durchaus nicht so strenge zur Einhaltung vorgeschrieben, wie es jetzt in Preußen der Fall ist, und dennoch gab es einen wahren Ueberfluß an den verschiedensten Jagdcreaturen, weil jeder Jagdbesitzende selbst gern schonend verfuhr und es ihm auch nicht durch sogenannte Jagdcarrikaturen verleidet wurde, die in seiner Nachbarschaft kleine Jagdreviere pachten konnten, um erwerbsmäßig den Pachtpreis herauszuschießen, wie es leider heut zu Tage so der Fall ist.

— Nicht nur die Jagdliebhaber hatten bei einem solchen Wildstande Genuß und Vortheil, sondern mehr oder weniger die ganze Bevölkerung, denn bei den niedrigen Wildpreisen konnte auch sogar der ärmste Mann sich ab und zu an einem Wildbraten bene thun, bekam auch außerdem das Fleisch von zahmem Vieh billiger als jetzt, da durch das auf den Markt gebrachte Wild die Fleischpreise herabgedrückt wurden. — Wie oft habe ich bei sogenannten Kirchweihfesten im baierischen Hochgebirge Hirsch- und Gemswildpret servieren sehen, desgleichen im Flachlande Reh- und Hasenbraten figurirten. — Jagdliebhaber, sowohl einheimische als fremde, namentlich, wenn sie gute Jäger waren, wurden gern zu den im Herbste überall abzuhaltenden Treibjagden eingeladen, wie ich selbst bisweilen zu einem und demselben Tage 2 bis 3 Einladungen erhalten habe und so natürlich die Auswahl der am besten scheinenden hatte. — Nie werde ich die schönen Jagden in den Revieren Bayer-Tiesen und um Landsberg herum vergessen, wenn solche natürlich den früher genannten nachstanden, aber dennoch ausgezeichnete Resultate lieferten. — Ich selbst schoß eines Tages in Bayer-Tiesen 5 Füchse, was doch schon genügen kann, um einen Jäger für einen Tag zu befriedigen.

So gut wie es vor Zeiten mit dem Wildstande und der Jagd in Baiern bestellt war, ebenso war es mit dem dienstbaren Jägerpersonal, denn man konnte jeder Zeit tüchtig ausgebildete Jäger finden, wenn man

solcher bedürftig war. — Ich selbst habe noch einen solchen baierischen Jagd-Veteranen in meinen Diensten als Förster auf meinen in Kurland belegenen Gütern in Function. — Derselbe heißt Adam Hopf, stammt aus einer in Baiern wohlbekannten Jägerfamilie und war einer der besten Jäger, würde auch noch als solcher zu nennen sein, wenn nicht das im Leben Unvermeidliche, nehmlich das Alter auch da schädlich eingegriffen hätte und besonders die Kräfte nicht zu sehr vermindert haben würde. — Er steht seit 38 Jahren in meinen Diensten. — Ich sagte, so war es vor Zeiten und ohne Zweifel werden Viele zu erfahren wünschen, wie es jetzt in Baiern mit dem Waidwerk steht. — Am liebsten würde ich diese Frage unbeantwortet lassen und schweigen, denn Erfreuliches kann ich leider nicht berichten und Unangenehmes melden, fällt jedem alten Jäger schwer. — Ich fürchte fast, daß meinem lesenden Jagdpublikum ebenso die Thränen in die Augen treten werden, wie mir selbst beim Schreiben dieser Zeilen. Doch haben meine Leser genügenden Muth, mehr noch Resignation, um sich dem Unvermeidlichen zu fügen, so mögen sie in wenigen Worten den gegenwärtigen Stand der Dinge hören. — Wie bereits erwähnt, besuchte ich Baiern und natürlich auch die Residenzstadt München im Jahre 1869 nach einer unendlich langen Abwesenheit und was mußte ich im Gebiete des edlen Waidwerks da erblicken. — Ich möchte wiederum am liebsten schweigen, aber nein, alle Welt soll es hören, denn nur durch den allgemeinen

Weheruf könnte wenigstens theilweise eine Reorganisation des Waidwerks in's Leben treten. — Ich fand in dem ehemaligen, für einen Jäger paradiesisch erscheinenden Baierlande, so wie überall in ganz Deutschland, wenig Wild und keine Jägerei vor. — Auch da hatte das berüchtigte Jahr 1848, nicht glorreichen, aber desto unglückseligeren Andenkens, die schönsten und reichsten Wildreviere bis auf ein Minimum entleert, in manchen Gegenden völlig tabnla rasa gemacht. — An königlichen Wildparks und Fasanerien existirte in Baiern kaum noch etwas dem Namen nach, von Leibgehegen kann nicht weiter die Rede sein und die Privatreviere sind zusammengeschmolzen, nachdem ein großer Theil derselben in schonungslose Bauernhände übergegangen ist. — Hochwild auf kleinen Revieren zu hegen, ist eine völlige Unmöglichkeit, da die bäuerlichen Nachbarn alles übertretende Wild todtschießen, und die natürliche Folge ist, daß die Gutsbesitzer es auch nicht weiter schonen. — Das im Jahre 1848 fast völlig ausgerottete Wild jeder Art kann sich nicht mehr regeneriren und in einem Worte, es ist nichts mehr vorhanden, außer in einigen Gebirgsrevieren, aber auch die sind leider sehr dünn besetzt. — Mit dem Verschwinden des Wildes sind natürlich auch die Jäger geschwunden, denn wo sollten die jungen Jäger auch ihr Fach erlernen und wer braucht einen wirklichen Jäger, wenn es keinen Wildstand mehr giebt. — Um auf dem Kutschenbock zu figuriren, genügt ja Jeder, der die Jägerkleidung anzieht, einen Federhut

aufsetzt und einen Hirschfänger umhängt. — Der Diener kann ja abwechseln, heute in Livree und morgen im Jägercostüm Dienst thun. — München ist unleugbar größer und schöner geworden, aber der Hauptreiz, der mich an das ehemalige München fesselte, die Jagd nehmlich, fehlt und ließ mich betrübten Herzens Abschied von dem ehemaligen Jagd-Eldorado möglicher Weise auf Nimmerwiedersehen nehmen.

17.

Mittel, um Rebhühner zum bessern Halten vor dem Hunde zu zwingen.

Jäger, die die Hühnerjagd fleißig exercirt haben, werden gleich mir oft Gelegenheit gefunden haben zu beobachten, daß Rebhühner, die nicht vor dem Vorstehhunde halten wollten, durch den Anblick eines zufällig vorüberstreichenden Raubvogels, namentlich des Falken (Falco peregrinus) erschreckt, fester hielten und somit auch in später Jahreszeit geschossen werden konnten. — So verhaßt der Falke jedem Jagd- und Thierfreunde im Allgemeinen ist, so war man doch unter bewandten soeben erwähnten Umständen erfreut, einen solchen Helfershelfer zu erblicken und profitirte von seiner Gegenwart. Obgleich der Falke, wie auch verschiedene kleine Räuber aus der Vogelwelt häufig den mit dem Hühnerhuden suchenden Jäger umkreisen, um möglicher Weise von dem aufstoßenden Hühnervolke ein sich abtrennendes Huhn erwischen zu können, so kann man doch nur ausnahmsweise auf solche Beihülfe des Stoßvogels rechnen und muß es als einen sich selten darbietenden Zufall ansehen. — Um sich aber solche Hülfe, wo nöthig, zu beschaffen, wäre folgendes Verfahren nicht so ganz ver-

werflich. — Man verschaffe sich irgend einen Stoßvogel lebend, was nicht so schwer ist, da in den Fasanerien oft, sowohl im Habichtskorbe, als auch in den Fang-Netzen lebende Falken, namentlich erwähnte Taubenfalken, gefangen werden, nehme einen recht langen starken Bindfaden, wickele solchen auf eine sich leicht drehende Spuhle und binde denselben an die um die Ständer des Falken geschlungenen Fesseln von Leder und ziehe so vorbereitet auf die Hühnerjagd hinaus, lasse den Falken in die Höhe steigen, sobald der Hund Hühner marquirt und kann sicher sein, daß die Hühner nicht so leicht aufstoßen, es nur thun werden, wenn man ihnen gar zu sehr zu Leibe geht und somit schußgerecht genaht sein wird. — Um nicht genirt zu sein, kann man einen Begleiter mitnehmen, der den Falken sammt Spuhle trägt und jeden Augenblick fliegen lassen kann, wenn ihn der Schütze durch einen gegebenen Wink dazu beordert. — Haben Rebhühner es nur einmal bemerkt, daß sich ein Falke in der Nähe befindet, so halten sie in der Regel schon besser vor dem Hunde, namentlich, wenn das Volk gesprengt ist und man hat nicht nöthig jedes Mal den Falken fliegen zu lassen, sondern ein einmaliges Aufsteigenlassen desselben wird für die eine Kette möglicher Weise genügen. — Ein kleiner grauer Papierdrachen, den man über dem Felde, in dem man Hühner vermuthet, schweben läßt, würde möglicher Weise die Stelle des empfohlenen Falken ersetzen, doch läßt sich solches Mannöver nur anwenden, wenn etwas Wind herrscht. — Auf die Idee der Anwendung eines Papier-

drachens hat mich ein Verfahren gebracht, das in den Schluchten des Pyrenäen-Gebirges von dasigen Taubenfängern angewendet wird, wo nehmlich die Tauben auf ihren Durchzügen stets die Schluchten wählen, um den hohen Flug über die Gebirge selbst zu vermeiden. — Die Taubenfänger richten quer durch die Schluchten große Fangnetze am Grunde der Schluchten auf, stellen sich selbst über denselben in ansehnlicher Höhe auf irgend einem Felsblocke und werfen, wenn große Taubenflüge kommen, kleine leichte Brettchen hinunter, die im Zickzack niedersinkend, von den Tauben für Stoßvögel angesehen werden und sie zu einem raschen Niederfahren bis fast zum Grunde der Schlucht veranlassen, wo sie sich in den Netzen fangen und zwar oft in großen Massen auf einmal. — Verschiedene anzustellende Versuche würden es constatiren, ob mein vorgeschlagenes Verfahren bei der Hühnerjagd Berücksichtigung verdient oder nicht. — Um zu solchem Versuch Veranlassung zu geben, füge ich diesen kleinen Artikel meinem Werkchen „aus der Jäger-Praxis“ bei. — Sollte es sich bewähren, so wird mir mancher Jäger Dank wissen, bewährt es sich nicht, so hat er weder durch's Lesen dieser Zeilen, noch durch die Versuche selbst viel an Zeit und durch Ausgaben verloren.

18.

Das Elch oder Elenn (Cervus alces).

Da das Elchwild in Deutschland nur noch in einigen Forsten Ostpreußens als z. B. dem Ibenhorster Forst, der Kopornschen Haide bei Königsberg und in einigen anstoßenden Revieren vorkommt, somit den meisten deutschen Jägern weniger bekannt sein dürfte, so halte ich es angemessen, hierüber einige Mittheilungen zu machen. — Diese schöne Wildgattung ist in meiner Heimath, der russischen Provinz Kurland, noch ziemlich stark vertreten und ich habe genügende Gelegenheit gefunden, sie gründlich zu beobachten, zu jagen und zu erlegen. — In manchen naturgeschichtlichen Werken habe ich oft irrthümlich aufgefaßte Beobachtungen zu Gesichte bekommen, will es daher versuchen, in wenigen Worten den entfernter wohnenden Jagdfreunden das von mir Beobachtete anschaulich zu machen, und von der Lebensart, den Eigenthümlichkeiten und der Jagdart dieses europäischen Riesenthieres ein treues Bild zu entwerfen. — Die in zoologischen Gärten und Menagerien von mir beobachteten Thiere waren sammt und sonders ganz verkommen und nicht einmal annähernd ein treues Bild gebende Exemplare. Fast kein Thier ist schwerer groß

zu ziehen und für die Dauer zu erhalten, als gerade das Elch, da ihm die nöthige naturgemäße Nahrung nicht gut geboten werden kann, es auch die Gefangenschaft nicht erträgt, also nie zur völligen Größe gelangt, auch nicht lange lebend zu erhalten ist. — Das Elchwild erlangt bisweilen ein Gewicht von 800 bis 900 Pfund, sogar ausnahmsweise noch etwas mehr im Feistzustande. — Vom Wiederosse bis an die Klauenspitze gemessen, d. h. bei einem erlegten liegenden Thiere, habe ich oft eine Höhe von nahe an 7 Fuß gefunden, namentlich bei völlig erwachsenen starken Hirschen. — Die Zeichnung des Körpers ist verschieden, bisweilen ziemlich dunkelbraun, aber auch wiederum öfter mehr fahlgrau; die Läufe sind ziemlich hoch herauf ganz hellgrau, fast weiß erscheinend. — Der Kopf ist unverhältnißmäßig groß, die Oberlippe sehr stark und überhängend, das Gehör sehr groß und die hintern Theile des Leibes hellgrau, weißlich schimmernd. — Das Geweih ist bei alten Elchhirschen schaufelartig, steht zu beiden Seiten sich streckend auf dem Kopfe und wird im Herbste abgeworfen, um im Frühlinge einem neuen Geweihe Platz zu bieten. — Jüngere Hirsche haben Stangengeweihe und man findet Spießer, Gabler, Sechser und Achter Hirsche, auch ab und zu stärkere Elchhirsche, die ein Stangengeweih von sogar 10 Enden tragen, wie ich selbst einige solche in meiner Geweihsammlung habe. — Selten habe ich gute Abbildungen des Elchwildes zu Gesichte bekommen, eigentlich nie, bevor ich die schönen treuen Oelgemälde des leider zu früh verstorbenen Thier-

malers Grafen Oscar v. Krokow gesehen hatte. — Dieser Künstler hatte das Elchwild jahrelang gründlich beobachtet, nach der Natur seine Studien gemacht und skizirt und wer Gelegenheit hat, seine Gemälde zu sehen, wird das Elchwild leibhaftig vor sich stehen sehen, empfehle daher meinen Lesern die Graf Krokowsche Gemälde-Sammlung, die in die Hände seiner Herren Brüder übergegangen ist. — Ich selbst besitze ein Bild meines seligen Freundes, das 4 Stück Elchwild darstellt und wahrhaft meisterhaft ausgeführt ist. — Die Nahrung des Elchwildes besteht hauptsächlich in der Rinde von Espen und Eschen, desgleichen in den jungen Aesten benannter Bäume, in Weidenstrauch, wie auch in den Sprößlingen der jungen Kiefern und des Taxus. — Als Leckerbissen äset es gern die im Sumpfe wachsenden Blätter und Stengel des sogenannten Fieberklee's, wie auch grüne Erbsenstengel, dagegen es Gras und andere Getreidearten nur wenig oder garnicht annimmt. Es schält die Rinde von Espenstämmen, die sogar einen Durchmesser von fast 12 Zoll haben, mit seinen scharfen und langen Vorderzähnen des Unterkiefers, die im Alter sehr lose werden, auch bisweileu zeitig ausfallen, wodurch das Thier an seiner gewohnten natürlichen Ernährung behindert wird und im Wildpret auch herabkommt. — Auch auf die Färbung übt solcher Zustand einen Einfluß aus, denn solche Thiere bekommen ein gelblich fahles Ansehn. — Um jüngere schlanke Espenstämme, namentlich die Spitzen und höheren Aeste derselben zu genießen, nimmt das Elchwild den Baum zwischen die

Vorderläufe, drückt so den Stamm allmählig nieder und reitet gleichsam auf demselben, bis es alles ihm Passende abgebissen und verzehrt hat, worauf der dann freigelassene Stamm wieder in die Höhe schnellt. — Wer diesen eigenthümlichen Kunstgriff des Elchwildes nicht kennt, muß in Erstaunen gerathen, wie ein solch schlankes, bisweilen sehr hohes Espenstämmchen an seiner äußersten Spitze hat seiner Astspitzen und Blätter beraubt werden können. — Die Brunst- oder Begattungszeit des Elchwildes findet im Monat September und die Setzzeit im April statt. — Ein junges Thier setzt gewöhnlich nur ein Kalb, ein im besten Alter stehendes gewöhnlich zwei, bisweilen sogar drei Kälber, im hohen Alter aber geht es wieder zurück und hat dann wieder nur ein Kalb, bis es endlich völlig gelte bleibt. — Sobald das Kalb ein Jahr erreicht hat, setzt es die ersten Spieße auf. — Die Elchhirsche sind auf der Jagd, namentlich wenn sie flüchtig werden und etwas weit dem Schützen passiren, sehr schwer von den Thieren zu unterscheiden, namentlich im Winter, wo sie kein Geweih tragen und es dem Hirsche an dem sogenannten Pinsel, wie dem Thiere an einer weit sichtbaren Schürze fehlt, es auch sonst kein auffallendes Unterscheidungszeichen giebt, wie solches der Rehbock, Roth- oder Dammhirsch hat. — Während der Brunstzeit fallen zwischen den stärkeren Elchhirschen oft recht heftige Kämpfe vor und man findet zuweilen Hand voll weiße abgestoßenes Haar auf solchen Kampfplätzen. — Der Elchhirsch läßt zur Brunstzeit auch einen kurzen, ziemlich weitschallenden

Ruf Abends und Morgens ertönen, der eine Art von Husten ist, auch dem Tone ähnelt, den ein Hieb, auf eine alte Kiefer geführt, hören läßt. — So harmlos zu jeder anderen Zeit diese Thiere sind, so sind alte Elchhirsche an ihren Brunstplätzen dennoch zu berücksichtigen und Vorsicht ist empfehlenswerth, desgleichen ein Thier, wenn es ein noch sehr jugendliches Kälbchen hat, auf den Menschen losgeht, namentlich, wenn solcher einen Hund bei sich hat, letzterer sich aus Furcht an seinen Herrn drückt und Schutz sucht. — Auf der Jagd ist gar keine Gefahr für den Jäger vorhanden, ausnahmsweise, wenn ein alter Hirsch durch eine Meute völlig hallali gejagt ist und sich den Hunden stellt. — Bei solcher Gelegenheit kommen ausnahmsweise Fälle vor, daß der Jäger vom verzweifelten Thiere angenommen (angegriffen) wird, aber auch da ist die Gefahr nicht groß, wenn man in der Nähe ein oder mehrere stärkere Baumstämme hat, hinter die man treten kann, bis man seinen Schuß anbringt. — Junge unvorsichtige Hunde werden ab und zu verletzt, auch bisweilen getödtet. — Die Hauptwaffen des Elchs sind die Vorderläufe, mit denen es auf seinen Feind kräftig losschnellt, dagegen das Geweih wenig benutzt. — Das Elchwild zieht sumpfige Waldungen den trocken gelegenen stets vor, kann auch über fast unüberschreitbare Sümpfe, in denen Pferde und Menschen sogar versinken müssen, hinüberkommen. — Ich suche diese Möglichkeit in der enormen Schnellkraft des Thieres und der großen Eile, mit der es in solchen Fällen verfährt. — Wo das Hinübergehen

fast unmöglich wird, soll sich das große Thier dadurch helfen, daß es sich auf die Seite niederwirft und mit den Läufen gleichsam im Sumpfe rudernd vorwärts rückt. — Mit eigenen Augen habe ich zwar solches Mannöver nicht gesehen, aber es ist mir von glaubwürdigen Buschwächtern und Bauern als richtig und wahr geschildert worden. — Trotz der Gewandheit, über sumpfige Stellen hinüberzukommen, geschieht es dennoch bisweilen, daß das Elchwild in einen Morast so tief hineinsinkt, daß es sich nicht mehr herauszuarbeiten im Stande ist und jämmerlich umkommen muß. — In dem in Kurland belegenen Kronsforste Rutzau und zwar an den sumpfigen Ufern des Papen-Sees war ein altes Elchthier sammt seinem Kalbe derartig versunken, daß der dasige Oberförster v. Gottschalk es mit der größten Mühe durch eine Menge Bauern herausheben lassen mußte, um es zu retten. — Es wurden mehrere starke Stricke unter den Bauch der Thiere durchgezogen und sie so aus dem Sumpfe allmählig gehoben. — So lange das alte Thier noch nicht auf festem Terrain war, ließ es sich Alles geduldig gefallen, aber einmal befreit, wurde es böse und rannte auf seine Retter mit zurückgelegtem Gehör los, folgte aber dann auch wieder seinem davoneilenden Kalbe. — Um sich den Fliegen und deren Plackereien zu entziehen, geht das Elchwild bisweilen in's Wasser und durchschwimmt breite Landseen. Auch in das Meer hat man Elche hineinschwimmen sehen und durch Wellen verhindert, das Land gewahr zu werden, schwimmt es immer weiter hinein. — So

wurde ein solches verirrtes Thier einmal von Fischern fast eine Meile weit vom Ufer schwimmend angetroffen und höchst unwaidmännisch erlegt, nehmlich mit Beilen erschlagen. — Auf blanken Eisflächen trabt das Elchwild anfangs ziemlich gut, aber sobald ihm die Klauen warm und stumpf werden, dann gleitet es fortwährend aus, stürzt auch öfter nieder und wird von Wilddieben, die es mit Schlittschuhen verfolgen, leicht eingeholt und mit Spießen erstochen. — Namentlich kommt eine solche Art von Wilddiebsjagd nicht selten auf den überschwemmten und glattbefrorenen Wiesen, die den Forst Ibenhorst umgeben, vor. — Eine solche Scene hat auch Graf Krokow meisterhaft auf einem seiner Oelgemälde dargestellt. — Das Elchwild hält sich gern in Rudeln von drei, vier und mehreren Stücken zusammen uud nur ganz starke Hirsche stehen allein in ihren Revieren. — Einem alten gesunden Elchhirsche oder Elchthiere können selbst mehrere Wölfe nicht leicht gefährlich werden, desgleichen auch der Luchs sich höchstens an Elchkälber wagt. Von einer guten Meute gejagt, pflegt sich das Elch, namentlich in der Feistzeit und an warmen Tagen bald zu stellen, d. h. nach einer oder ein Paar Stunden Folge, vertheidigt sich dann wüthend gegen die Hunde, weicht nicht mehr vom Platze und läßt den Schützen ohne alle Deckung nahen. — Den Wilddieben auf der Pürsche wird das Elchwild zwar weniger leicht zu Theil, als das Reh, aber es giebt Zeiten, wo es nur zu leicht dem unwaidmännischen Tode erliegt. — Diese Zeit ist die, wo es in unsern großen Nadelholzwaldungen und

Sümpfen von unzähligen Fliegen und Bremsen wimmelt, die die arme Creatur plagen und zur Verzweiflung bringen. — Dann pflegt das Elchwild in eine junge Tannendickung, die fast undurchdringlich scheint, hineinzutreten und ist in einer ewigen Abwehr seiner Plagegeister begriffen, hört und sieht kaum, was sich ihm nähert und wird so von Wilddieben oft aus nächster Nähe niedergeschossen. — Herrscht langandauernde Dürre und die Wälder bieten nur an einzelnen Stellen Wasser, um den Durst des Wildes zu stillen, so tritt auch ein gefährlicher Moment, nehmlich durch das Auflauern an den sehr vereinzelten Tränkeplätzen ein. — Der gewöhnliche Gang des Elchwildes, wenn es gejagt wird, ist ein sehr fördernder Trab, aber erschreckt, fällt es in Galopp aus, doch nicht langandauernd. — Sehr zähe halte ich das Elchwild gerade nicht, jedenfalls weniger zähe als das Dammwild, denn oft stürzt das Elch von einer Kugel gut getroffen verendet zusammen, namentlich, wenn es halbschräg von hinten den Schuß und zwar so bekommt, daß das sogenannte Zwergfell durchschossen wird. — Ein trächtiges Elchthier ist sehr zähe und verendet bisweilen erst, wenn es fast ein Dutzend Kugeln erhalten hat. — Ausnahmsweise und gerade nicht waidmännnisch habe ich auch ein Paar Elchhirsche mit Schrot No. 1. im Feuer niedergestreckt, auch Aehnliches durch andere Schützen vollführen sehen. — Schaden verursacht das Elchwild eigentlich nur in den Forsten, nicht so in Feldern, außer durch Niedertreten des in Aehren stehenden Roggens, in den es sich, vor Fliegen Schutz suchend,

flüchtet, da niederthut und so nicht wenig Pflanzen herabdrückt und somit verdirbt. — In jungen Kiefernschonungen ist der Schaden nicht ganz gering anzuschlagen, denn alle jungen Kiefernstämmchen werden Krüppel, nachdem sie hauptsächlich ihre Spitze verloren haben. — Eschenschonungen leiden ebenfalls mehr oder weniger durch das Bebeißen der jungen Stämmchen, aber es können dennoch manche so zugerichtete Bäume sich erholen und allmählig zu brauchbarem Nutzholze heranwachsen, was beim Nadelholze nicht mehr zu erwarten steht. — Das Elchwild ist im Allgemeinen ziemlich festes Standwild, verläßt aber im Sommer, von Fliegen geplagt, die größeren Waldungen, macht dann oft ziemlich weite Wanderungen und wird bei solcher Gelegenheit leider nur zu häufig auf höchst unwaidmännische Art erlegt. — Durch größere Waldbrände und große Dürre wird es auch zur Auswanderung veranlaßt. — An zwei Uebeln, nehmlich dem Milzbrande und der Klauenseuche gehen auch zu Zeiten viel Thiere zu Grunde. — In Polen, namentlich in den litthauischen Gouvernements, wo die Jagd überhaupt oft höchst unwaidmännisch betrieben wird, wird Elchwild ab und zu sogar in Wolfsgruben gefangen und so erlegt, wenn es sich nicht schon auf dem in der Grube angebrachten zugespitzten Pfahle todtgespießt hat, was gewöhnlich geschieht. — In Kurland, Lief- und Estland, wie auch in den litthauischen Gouvernements giebt es noch ziemlich viel Elchwild, doch steht es in keinem Vergleiche mit der Masse der im nördlichen Rußland, namentlich in

Sibirien vorkommenden Elchthieren, trotzdem sie da zu fast jeder Jahreszeit verfolgt und erlegt werden. — Um mich nicht gar zu lange in diesem Capitel auszulassen und meine Leser nicht zu ermüden, begnüge ich mich mit dem hier Erwähnten und glaube wenigstens so viel gesagt zu haben, daß jeder Waidmann das Wichtigste über das Elchwild vernommen hat, somit wissen dürfte, wie es mit dieser, leider immer seltener werdenden Wildgattung steht; wünscht Jemand noch mehr einen klaren Ueberblick zu erlangen, so rathe ich, Gelegenheit zu suchen, die von mir empfohlenen Graf Krokowschen Oelgemälde anzusehen.

19.

Das Moorschneehuhn (tetrao lagopus).

Es wird möglicher Weise deutsche Jagdliebhaber und Thierfreunde interessiren, einige Beobachtungen über das Moorschneehuhn (tetrao lagopus) zu vernehmen, das meines Wissens in Deutschland nicht vorkommt, dagegen in Rußland, den Ostsee-Provinzen und Norwegen häufig ist und eine angenehme Jagd bietet, auch als Wildpret massenhaft nach Deutschland gebracht wird. — In Berlin, wie in andern deutschen Städten sieht man die hübschen weißen Schneehühner fast bei jedem Wildprethändler zum Verkauf aushängen. — So zart diese weißen Hühner aussehen, sind dieselben durchaus nicht zart und weiß in ihrem Wildpret, sondern haben ein schwarzes und zähes Fleisch, müssen weit unter das Haselhuhn, Rebhuhn und Birkhuhn an Wohlgeschmack gestellt werden, haben somit auf der Tafel wenig Werth, dagegen für die Jagdliebhaber um so mehr, namentlich solche, die die Jagd mit dem Vorstehhunde lieben. — Das Moorschneehuhn war vor Zeiten auch in meiner engeren Heimath, der Provinz Kurland, sehr verbreitet und häufig, ist aber in dem südlicher gelegenen Theile derselben selten geworden und nur noch in dem nörd-

lichen Theile, dem sogenannten Oberlande vertreten. — Obgleich Nauman es mit dem Namen tetrao als Waldhuhn bezeichnet und somit gleichsam dem Auer-, Birk- und Haselhuhne an die Seite stellt, so würde es doch eher mit dem Titel Perdix belegt werden müssen, da das Moorschneehuhn ebenso wie das Rebhuhn in monogamie lebt, sich nie auf einen Baum setzt, oder als Jäger zu sprechen, nie aufbaumt, auch der alte Hahn stets bei der Kette oder dem Volke bleibt, wie auch das Weibchen beim Brüten unterstützt. — Die Völker sind an Kopfzahl auch gewöhnlich viel stärker, als bei den Birkhühnern, denn man findet häufig Moorschneehuhn-Völker in der Zahl von 15 bis 16 Stück. — Der Aufenthalt des Moorschneehuhns ist gewöhnlich die allerödeste Morastgegend und zwar hauptsächlich die ganz baumlosen sogenannten Hochmoore, wie wir sie bei uns häufig haben. — Während des Sommers, als der für diese Wildgattung passendsten Schußzeit, sind sie rostbraun gefärbt, ausgenommen der Flügelfedern, die zu jeder Jahreszeit weiß bleiben, und beim Aufstoßen der Hühner sichtbar werden. — Das Winterkleid ist dagegen ganz weiß, und wie es scheint von der Natur zum Schutze des Vogels so geschaffen, denn wäre dem nicht so, so würde nur selten ein Moorschneehuhn in den kahlen Flächen dem spähenden Falkenauge entgehen. — So aber mit der Schneefläche gleich gefärbt, ist das Moorschneehuhn vor dem Räuber ziemlich gesichert, namentlich wenn die Kruste des Schnees nicht zu hart ist und der Vogel sich leicht unter der Schneelage verbergen

kann. — Die Jagd ist gewöhnlich eine sehr ergiebige, wenn man einen guten Vorstehhund hat, namentlich wenn dessen Nase fein ist, denn das Moorschneehuhn hält außerordentlich fest aus und ist leicht im Fluge zu erlegen, wenn man dessen Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hat. — In den ganz baumlosen Hochmooren hat der Schütze einen ganz freien Schuß, muß aber das erste Hin- und Herwerfen des Huhns abwarten, ähnlich wie bei der Becassine, und erst seinen Schuß abgeben, wenn das gerade ebene Fortstreichen beginnt und wird dann selten einen Fehlschuß zu bereuen haben, außer es hätte ihn das lärmende Geschrei des Vogels beim Aufstoßen aus der Fassung gebracht, wie es bisweilen auch bei der Rebhühnerjagd vorkommt. — Nach dem ersten Aufstoßen pflegen die Moorschneehühner sehr weit fortzustreichen, ehe sie wieder einfallen, aber man verliert sie selten aus den Augen, da die baumlosen Flächen es gestatten, weit hin das Terrain übersehen zu können. — Eine Schwierigkeit, den Punkt genau zu bestimmen, wo die Hühner eingefallen sind, ist nicht vorhanden und dennoch ist das Wiederauffinden derselben nicht so leicht, wie man glauben müßte, denn die Moorschneehühner laufen bei solchem Niederfalle garnicht, sondern drücken sich sofort in das oft sehr massenhaft vorhandene grüne Moos, graben sich förmlich in dasselbe ein und der beste Vorstehhund hat die größte Mühe, sie ausfindig zu machen, indem er in diesen trockenen wasserlosen Gegenden so schon viel an seiner Geruchsschärfe verliert. — Der beste Hühnerhund geht oft über

die so angedrückten Hühner hinweg, ohne sie wittern zu können, doch mit Geduld kommt der Jäger dennoch zum Zwecke und die Kette ist bald ausgeschossen. — Was die künstliche Verpflanzung des Moorschneehuhns nach Gegenden, wo es nicht existirt oder gänzlich ausgerottet worden ist, anlangt, so hat das seine großen Schwierigkeiten, man möchte fast sagen, es gelingt nie, denn alle derartigen Versuche, die mir bekannt geworden sind, mißlangen. — Die ausgesetzten Hühner verschwanden stets gänzlich und ganz unbemerkt aus der Gegend, wahrscheinlich durch Auswanderung. — In dieser Eigenschaft ähnelt das Moorschneehuhn sehr dem Rothfeldhuhn, welches auch keine neue Heimath zu wählen liebt, wie viele Versuche, es in Deutschland einzubürgern, bewiesen haben, denn bisher sind die meines Wissens noch nicht mit den gewünschten Erfolgen gekrönt worden. — Selbst Versuche in Kurland, das Moorschneehuhn auf's Neue da anzusiedeln, wo es früher vorhanden, aber verschwunden war, wollte nicht gelingen, was um so auffälliger ist, da doch das frühere Vorhandensein dieser Wildgattung darauf hindeutet, daß das Local ein passendes sein muß. — Tiefer in Rußland hinein giebt es Moorschneehühner in ungeheurer Menge, wofür uns schon der Beweis dadurch geliefert wird, daß alljährlich nach Petersburg unzählige Schlittenfuhren angefüllt mit diesem Wilde in gefrorenem Zustande auf den Markt gebracht und theils daselbst verzehrt, theils nach Deutschland ausgeführt werden. — Meistentheils ist solches Wild in Schlingen gefangen, selten geschossen und den-

noch wird es nicht gänzlich durch dieses unwaidmännische Verfahren ausgerottet. — Man sieht zwar bei den Wildhändlern, namentlich in Berlin, häufig todte Moorschneehühner hängen, die ganz blutbespritzt sind, aber das ist nur eine künstliche Färbung durch Ochsenblut, um die schon altgewordenen Vögel als frischerlegte erscheinen zu lassen und so das kaufende Publikum zu täuschen. — Da ich solches Verfahren genau kenne, so wird man mir als Jäger wohl verzeihen, wenn ich in casu von Blut und nicht von Schweiß spreche, denn das erwähnte Roth rührt von keinem Wilde, sondern nur von zahmen geschlachteten Thieren her.

20.

Ueber Acclimatisation von Edel- und Dammwild in Kurland.

Nachdem ich in einer Kritik des ersten Bändchens meiner Schrift, betitelt: „aus der Jäger-Praxis“, den Vorwurf habe hinnehmen müssen, daß ich zu wenig über obenbenannte Wildgattungen erwähnt habe, will ich hier im zweiten, als Anhang betitelten Bändchen, das Versäumte in möglichster Kürze nachholen.

Ich habe früher schon Erwähnung dieser Wildgattung, doch nur als Parkbewohner gethan, will aber, um meine Leser möglichst zu befriedigen, die Versuche erwähnen, die ich theils selbst gemacht habe, theils durch meine Vermittelung von Anderen gemacht worden sind, Dammwild im Freien anzusiedeln. Schon im ersten Bändchen habe ich meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß sowohl in Kurland, als auch in den unter gleichem Grade belegenen Landstrichen die Acclimatisation im Freien des Roth- oder Edelwildes nicht gelingen, natürlich noch weniger in mehr nördlich belegenen Gegenden mit gutem Erfolge gekrönt werden würde, dagegen in sogenannten Wildparks mit Erfolg anwendbar ist, wovon sowohl mein eigener Wildpark den Beweis lie-

fert, als auch die von mir Sr. Majestät dem Kaiser überlieferten Rothhirsche darthun, denn sowohl bei mir, als in dem Petersburger kaiserlichen Hirsch-Parke gedeiht das Rothwild gut und vermehrt sich ganz normal, d. h. bei einer angemessenen Winterfütterung. — Dammwild, wie bekanntlich eine der zähesten Wildgattungen und fast jedem Klima anpassend, ist auf meinem Majoratsgute Kalleten in Kurland seit einigen Jahren im Freien ausgesetzt worden und gedeiht und vermehrt sich nach Wunsch, hält festen Stand, muß aber in sehr strengen Wintern dennoch etwas durch Winterfütterung unterstützt werden.

Außer diesen so eben erwähnten Versuchen verdient hier noch ein ähnliches Unternehmen erwähnt zu werden, das in dem in Kurland belegenen Kronsforste Rutzau durch den dasigen Herrn Oberförster von Gottschalk gemacht worden ist. Das Resultat wäre auch ein günstiges zu nennen, wenn nicht durch Wilddiebstahl solchem Unternehmen sehr entgegengewirkt worden wäre, hauptsächlich bei den über die Grenze austretenden Thieren während der so lästigen Fliegenzeit.

Ich schenkte erwähntem Herrn Oberförster v. Gottschalk im Ganzen 8 Stück dieser Wildgattung zur Ansiedelung im Freien im Rutzauschen Kronsforste, denen ein Baron v. Kettler noch 4 Stück hinzufügte. — Diese 12 Stück wurden in einem scheinbar passenden Reviere zu gleicher Zeit ausgesetzt, daselbst während eines halben Jahres in einer Umgatterung und zwar so lange, bis einige Thiere Kälber gesetzt hatten, gehalten, dann wurde

die Umzäunung so geräuschlos als möglich geöffnet und den Thieren die Freiheit gegeben, welche auch längere Zeit ihre neue Heimath freiwillig innebehielten, später aber allmählig mit einem im angrenzenden Niederbartauschen Kronsforste belegenen Waldstriche vertauschten. — Der Grund dieser Uebersiedelung mochte wohl eine daselbst entdeckte Anpflanzung in den Sanddünen gegeben haben, die viel Weidenstrauch als Nharung bot. — Beide Reviere liegen nicht fern von dem Ostseestrande und man sieht oft Thiere an das Meer gehen und die salzige Flüssigkeit mit Begier schlürfen. — Noch immer giebt es daselbst, nachdem viele Jahre verstrichen sind, Thiere dieser Wildgattung, freilich nicht in der vermehrten Zahl, wie es sein müßte, da stets durch Wilddiebe viel Abbruch getahn wird, woran unsere mangelhafte Jagdordnung und die zu milden Strafgesetze Schuld sind. — Auch das sogenannte freie Jagdrecht, das gegenwärtig noch bei uns existirt, aber abgeändert werden soll, hat viel dazu beigetragen, diesem Unternehmen, nehmlich der Acclimatisation des Dammwildes im Freien, Hindernisse in den Weg zu legen. — Aehnliche Acclimatisations-Versuche sind in Kurland in dem Mitauschen Kronsforste, wie auch im Tauerkalnschen Reviere gemacht worden, leider aber mit geringerem Erfolge und zwar auch aus derselben Ursache, wie im Rutzauschen erwähnt. — Da ich gesagt habe, daß ich mich in diesem Artikel möglichst kurz fassen wollte, so sei hier das Resumé meiner Beobachtungen folgendes:

Rothwild ist der klimatischen Verhältnisse wegen

in der Provinz Kurland, wie auch in Gegenden unter gleichen Breite-Graden im Freien nicht zu acclimatisiren, dagegen in Parks bei gehöriger Winterfütterung gut zu erhalten.

Dammwild kann nicht nur in Wildparks, sondern auch im Freien mit Erfolg, sowohl in Kurland, als auch möglicher Weise in noch etwas nördlicher gelegenen Gegenden erzogen werden, wird sich bei gehöriger Schonung und einiger Unterstützung durch Futter in harten Wintern gut acclimatisiren und fortpflanzen, ausgenommen es dürften das freie Jagdrecht, Wilddiebstahl, Wölfe und Luchse dagegenwirken.

Welcher Schaden möglicher Weise in einer einzigen Nacht durch Wölfe in einem Wildparke angerichtet werden kann, möge folgender Fall beweisen. — Sr. Durchlaucht der Fürst Lieven hatte auf seinem in Kurland belegenen Gute Fockenhof einen Wildpark angelegt und mit Dammwild besetzt, deren Zahl sich auf einige 30 oder 40 Stück belief. — Ein starkes Stiemwetter hatte den Schnee zu solcher Höhe an den Parkzaun getrieben, daß die Möglichkeit entstanden war, den noch hervorragenden Zaun zu überspringen. — Diesen Umstand benutzend, waren mehrere Wölfe, deren Zal mir entfallen ist, während der Nacht in den Wildpark eingedrungen und hatten da fast talula rasa gemacht, nehmlich den größten Theil des vorhandenen Wildes niedergerissen und somit alle Hoffnungen mit einem Male zu nichte gemacht. — Da das Hinauskommen bei gefülltem Magen schwieriger als das Hineinkommen war,

so glückte es, einige dieser Missethäter mit dem Tode zu strafen, aber die genommene Rache stellte den Wildstand nicht wieder her, sondern der Fürst bezog 50 Stück Dammwild aus meinem Kalletenschen Wildparke, um den seinigen auf's Neue zu bevölkern. — In unsern schneereichen, ab und zu von Wölfen besuchten Gegenden darf man ja nicht an der Umzäunung Ersparnisse machen, sondern die Gatter stets möglichst hoch und fest anlegen, um Niederlagen ähnlicher Art zn vermeiden. — Zu verschiedenen Malen wurde es bemerkt, daß Wölfe bis an meinen Parkzaun gedrungen waren, aber unverrichteter Dinge abziehen mußten, da sie die Unmöglichkeit des Eindringens in den Park wahrgenommen hatten. — Für den Luchs wäre ein Zaun, noch so hoch und gut angelegt, dennoch kein Hinderniß, aber in Kurland haben wir diese Bösewichter so ziemlich ausgerottet und es ist mir kein Fall bekannt, wo ein Luchs in einen Wildpark gedrungen wäre. — Da wir uns hier gerade mit dem Dammwild beschäftigt haben, erlaube ich mir, meinen geehrten Lesern ein Paar Fälle von Interesse beizufügen, die in meinem Wildparke sich ereigneten. — Mein alter Förster Hopf geht eines Tages in dem Wildparke umher und hört nicht fern von dem Wege, auf dem er sich gerade befindet, ankende Töne, folgt solchen Tönen und gewahrt zwei starke Dammschaufler am Boden liegend, deren Geweihe so ineinander verschlungen waren, wenn ich mich so ausdrücken darf, daß die Thiere ganz unfähig sich aufzurichten, ganz wehrlos dalagen. — Ganz besonders war solche Läh=

mung noch dadurch entstanden, daß der eine Vorderlauf des einen Hirsches sich zwischen den Geweihen eingeklemmt hatte. — Die Hirsche waren von einem wahrscheinlich langen Kampfe so ermattet, daß mein Förster ungehindert einen starken Stock zwischen die Geweihe schieben, dieselben dadurch loswuchten und so die Hirsche befreien konnte. — Glücklicher Weise war auch der zwischen die Geweihe geschobene Vorderlauf unverletzt geblieben und beide Hirsche standen bald völlig gesund vor ihrem Befreier da, wahrscheinlich noch für einige Augenblicke der Besinnung beraubt. — Nach einigen Minuten Erholung fuhren die Kämpfer aber wieder wüthend gegeneinander und mein Förster hatte Mühe, sie durch Peitschenhiebe zu trennen und in die Flucht zu bringen.

Einen sehr starken Dammschaufler, den mein Vetter der Graf Keyserling-Rautenburg mit einer Spitzkugel angeschossen hatte und zwar kurz vor Beginn der Brunstzeit, fand ich am dreizehnten Tage nach dem Anschusse verendet liegen und bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß der Schaufler 5 bis 6 tief eingedrungene Stiche von dem andern Brunsthirsche erhalten und so seinen Tod gefunden hatte. — Am Abende vorher hatte ich 6 Schaufler beisammen bemerkt, war aber durch die Dunkelheit behindert worden, den kranken Hirsch genau zu erkennen und zu erschießen. — Durch ein weißleinenes Schnupftuch, das ich auf der Stelle hin- und herzog, wo der kranke Hirsch gestanden hatte, überzeugte ich mich, daß er frischen Schweiß verloren hatte, der

unmöglich nach so langer Zeit von der Schußwunde herrühren konnte. — Am andern Morgen war mir die Sache ganz klar. — Ein halbzahmer starker Rehbock, den ich in dem Parke ausgesetzt hatte, wurde zu Zeiten so böse, daß er auf Menschen Angriffe machte und kaum den kräftigsten Peitschenhieben wich. — Dieser kühne Bock wollte auch in der Futterscheuer sein Recht erzwingen und behaupten, respectirte sogar die Edelhirsche nicht, wurde aber für seinen Muth mit dem Tode bestraft, denn ein starker Edelhirsch, den er von der Futterraufe verdrängen wollte, fuhr wüthend auf ihn los und durchbohrte ihn so, daß er gleichsam an die Bretterwand genagelt einen raschen Tod fand. — Mehr hier über Edel- und Dammwild zu erwähnen, halte ich für unnütz, da diese beiden Wildgattungen allen deutschen Jägern genügend bekannt sind, wie sie auch oft genug Schilderungen gelesen haben werden.

21.

Wer mühsam suchet, der findet.

Gar manches Stück Flugwild geht dem Jäger verloren, trotzdem er es deutlich fallen sah, auch genau den Punkt, wo es liegen mußte, zu wissen glaubte. — Um möglicher Weise meinen Lesern nützlich zu werden, will ich hier einige mir vorgekommene Fälle anführen. — Ich schoß einst auf eine Waldschnepfe im Frühjahre auf dem Abendstriche und zwar in dem Augenblicke, als sie gerade über einen ganz schmalen Holzkamm wegstreichen wollte, der den freien Platz, auf dem ich anstand, von einer Waldwiese trennt, sehe die Schnepfe im Feuer niederfallen und, wie ich es zu sehen glaubte, war sie schon in der Luft todt. — Der erwähnte Waldkamm war ganz schmal und bestand nur aus einigen Rothtannen, größtentheils aber aus hochstämmigen Espenstämmen, die noch blattlos waren. Ein zweiter Jäger, der auf der erwähnten Waldwiese stand, hatte auch die fallende Schnepfe gesehen und sich genau den Punkt gemerkt, wo sie niederfiel. — Wir suchten lange Zeit vergeblich und noch zwei hinzukommende Jäger unterstützten uns, aber auch ohne Erfolg. Es wurden sogar, als es dunkel geworden war, Kienfackeln angezündet und

das Suchen mit der größten Aufmerksamkeit fortgesetzt, doch ohne am Abend die Schnepfe finden zu können. — Nachdem wir die Nacht in der Nähe campirt hatten und ich am frühen Morgen auf die Auerhahnbalz gezogen war, auch einen Hahn glücklich erlegt hatte, kehrten wir wieder auf den Schnepfenstand zurück und erneuerten unsere Nachsuchung, aber lange Zeit vergeblich, trotzdem man das Terrain leicht übersehen konnte. — Da endlich kam ich auf den Gedanken, ob die Schnepfe nicht an einem Aste hängen geblieben war und gewahrte sie auch wirklich hoch in dem Gipfel eines Espenstammes so in einer Astgabel eingeklemmt, daß der Kopf das Herabfallen hinderte. Zum Schütteln war der Baum zu stark und es blieb uns nichts übrig, als ihn zu fällen, um so zu meiner erlegten Schnepfe zu gelangen. — Einen Auerhahn, auf den ich noch in völliger Dunkelheit geschossen hatte und den ich ungefähr 100 Schritt vom Anschusse fallen hörte, mußte ich lange Zeit vergeblich suchen. — Auch ein hinzugekommener Buschwächter (Waldhüter) unterstützte mich im Suchen vergeblich. — Ganz ermüdet vom fruchtlosen Suchen setzte ich mich auf einen Wurzelstock, wollte schon die Nachsuche einstellen und den Braten Meister Reinecke, der in der Regel besser und mühsamer, als der Jäger zu suchen pflegt, überlassen, als ich eine Stoßfeder aus dem morastigen, mit grünem Moose bedeckten Boden hervorschimmern sehe, d. h. höchstens einen Zoll lang sichtbar. — Wir suchen nach und finden den Auerhahn im Sumpfe stecken, der im Niederstürzen aus hoher Luft

tief in das Torfmoor eingedrungen war und über dessen Grab sich der weiche Boden wieder zusammengezogen hatte. — Schön sah meine Jagdbeute freilich nicht aus, aber ich hatte sie wenigstens und durfte den Schuß nicht in die Liste der Fehlschüsse notiren.

Ein anderes Mal schoß ich einen Auerhahn krank und es strich derselbe über ein Paar Jäger hinweg, die ihn auch deutlich fallen hörten und zwar mit einem Geräusch, das dem ähnlich ist, wenn ein größerer Vogel aus hoher Luft in's Wasser fällt. — Wir suchten mühsam den Waldstrich zu unzähligen Malen ab und endigten unsere Nachsuche stets an einer großen Waldwiese, auf deren Mitte eine kleine, mit einem Bretterdache gedeckte Heuscheuer stand. — Da wir die im Frühjahre noch kahle Wiese vom Waldrande aus gut zu übersehen glaubten, unterließen wir es, auch da unsere Nachsuche fortzusetzen, freilich ein nicht zu entschuldigender Fehler. — Am nächsten Morgen ging ich in eine andere Auerhahn-Pfalz, war auch so glücklich, daselbst einen Hahn zu erlegen, ohne nachsuchen zu müssen. In derselben Nacht war der Förster in die Pfalz gegangen, wo ich Tags zuvor den Hahn krankgeschossen hatte, und hatte ebenfalls einen angeschossenen Hahn in der Richtung der ebenerwähnten Waldwiese mit einem lauten Krachen fallen hören. Er geht mit dem ihn begleitenden Buschwächter auf die kleine Waldscheuer zu und siehe da, es liegt ein Auerhahn nahe dabei todt auf der Erde. — Als er ihn aber aufnimmt, bemerkt er, daß derselbe ganz steif und weiß von dem starken Nachtreife ist, also un-

möglich sein so eben angeschossener Hahn sein kann. — Im fast selben Augenblicke erblickt der Buschwächter wenige Schritte davon einen zweiten Auerhahn liegen und, als sie den aufheben, ist er noch ganz warm. — Da die beiden Hähne nur wenige Schritte von einander und ebenso nur einige Schritte von der Heuscheuer entfernt lagen, so war der Schluß leicht zu ziehen, daß die gehörten Töne von dem Fall auf das Bretterdach der Scheuer herrührten. — So führte der Fall des zuletzt geschossenen Hahnes zur Entdeckung meines bereits verloren gegebenen. — Einer meiner Jäger schießt auf eine Ente und sie fällt in einen Teich, sieht aber auch sogleich einen geschickten Apporteur, nehmlich einen Falken, der die Ente holt, aber nicht bringt, sondern sie zu seinem eigenen Bedarfe benutzt. — Der Jäger muß mit abgeschossenem Gewehre solches Verfahren ruhig ansehen und darf seine Rache nur in einigen derben Schimpfworten nehmen.

Ich schieße einst eine Pecassine krank, sehe sie über eine mit hohem Grase bestandene Wiese fortstreichen, doch ehe sie zu Fall kommt, von einem Bussard, der im hohen Grase gesteckt hatte, mit großer Gewandheit in der Luft ergreifen und habe das Nachsehen. — Als merkwürdig halte ich dieses Ereigniß nur deshalb, weil der Räuber meiner Pecassine kein Falke, sondern nur ein sonst ungeschickter Bussard war.

Ein von mir krankgeschossener Hase sollte durchaus gefunden werden, und mein mich begleitender Jäger schickt seinen Hühnerhund, der ein sehr guter Apporteur

war, in den Wald mit den Worten: such' Apport! — Der Hund bleibt einige Zeit weg, kehrt aber dann ohne Hasen zurück, wird noch zum zweiten und dritten Male unter harter Androhung in die Schonung geschickt. — Das letzte Mal bleibt der Hund längere Zeit aus und siehe da, er bringt endlich einen Hasen. — Der Jäger ruft schon freudig aus: ah! da hat er ihn doch endlich gefunden, aber bald entdecken wir es, daß die Läufe des Hasen zusammengebunden sind und überzeugen uns auch davon, daß der Hund, um ja dem Befehle seines Herrn nachzukommen, sich einen Hasen geholt hat, der mit einigen andern schon erlegten Hasen auf einem entfernten Sammelplatze niedergelegt worden war, was der Hund beobachtet hatte. — Nach den hier angeführten Fällen wird mich möglicher Weise der Vorwurf treffen, bisweilen etwas leichtsinnig geschossen zu haben, aber welcher Jäger versucht nicht bisweilen einen riskirten Schuß auf zu weiter Distance? — Bei den hier angeführten Fällen auf Auerhähnen glaube ich mit Recht keinen Vorwurf zu verdienen, denn beide Male schoß ich sehr früh Morgens in der Dunkelheit und konnte nicht sehen, daß mein Ziel nicht frei war. Den einen Hahn, der auf einer alten Kiefer mit armsdicken Aesten pfalzte, deckte ein sehr dicker Ast, der in der Dunkelheit nicht sichtbar war, und eine Menge Schrot statt des Hahnes erhalten hatte. — Der zweite Hahn pfalzte auf der Erde und ungefähr 5 Schritt vor dem Hahne standen dichtgedrängt drei junge Ebereschbäumchen, die ganz zerfetzt waren, also auch einen Theil meiner Schrotladung absorbirt

hatten. — Da ich in meiner ganzen Jagdperiode zwischen 120 und 130 Auerhähne, die ich in der Pfalz geschossen, höchstens 4 bis 5 krankgeschossen habe, so glaube ich doch so ziemlich mit Vorsicht agirt zu haben. — Unfehlbar ist kein Mensch auf Erden und noch weniger unfehlbar ist das Wild, was jeder Jäger, und wäre es der beste, eingestehen wird.

22.

Ein lebend gefangener seltener Fremdling.

Ein alter Buschwächter (Waldhüter) fährt einst in seinem kleinen zweirädrigen Wagen zur Stadt Libau, um einige Einkäufe für seinen Haushalt zu besorgen, natürlich ohne ein Gewehr bei sich zu haben. — Nicht fern von der Stadt und ziemlich nahe an dem sogenannten Libauschen ziemlich großen Landsee gab es damals fast unzählige sandige Wegestellen, die sich zwischen einigen kleinen, mit niedrigem Weidenstrauch bewachsenen Sandhügelchen fortschlängelten. Neben einem solchen Hügel gewahrt der alte Jäger einen mächtigen Adler ruhig dasitzen und nach wahrscheinlich stark eingenommenem Diner seine Siesta halten. — Er steigt aus seinem Wägelchen, schleicht hinter dem Sandhügel so nahe als möglich an den großen Vogel und dann rasch auf ihn losstürzend, glückt es ihm, das Thier zu ergreifen und trotz der Vertheidigung wehrlos zu machen. — Um seine Beute nicht mit in die Stadt zu schleppen, bindet der alte Mann dem Adler die Flügel zusammen und außerdem fest an einen Weidenbusch, fährt weiter und kehrt nach Verlauf einiger Stunden aus der Stadt kommend selbigen Weges zuück. — Der so angebundene Adler ist

auch noch da und wird mit nach Hause genommen. — Nachdem sich die Jugend der nächsten Bauernhäuser genügend an den Anblick und den Neckereien, die man dem Vogel zufügt, ergötzt hatte, wurde er todtgeschlagen, ihm die Flügel abgehauen und zum Flederwisch benutzt, der übrige Körper aber weggeworfen. — Nach Verlauf einiger Wochen kommt erwähnter Buschwächter zu seinem Vorgesetzten, dem damaligen Herrn Krons-Oberförster v. Sänger und erzählt ihm sein Erlebniß mit dem Adler, hebt dabei besonders den Umstand hervor, daß der Kropf des Vogels dermaaßen mit Fleisch angefüllt gewesen wäre, daß der Vogel kaum habe athmen können, welchem Zustande auch der Fang zu verdanken war. — Auf den Vorwurf des Herrn Oberförsters, daß ihm nicht der Adler lebend abgeliefert worden sei, erwiederte der alte Buschwächter, daß es sich nicht der Mühe gelohnt habe, da der vermeintliche Adler einen ganz kahlen Kopf und Hals und dadurch ein häßliches Aussehen gehabt habe, obgleich das übrige Gefieder sich in gutem Zustande befunden. — Bei näherer Untersuchung, d. h. Beschreibung des Vogels durch den in der Naturgeschichte nicht bewanderten Buschwächter ergab es sich mit ziemlicher Gewißheit, daß der lebend gefangene vermeintliche Adler kein Adler, sondern ein Geier gewesen sein mußte, höchstwahrscheinlich der vultur cinereus, der in unsern nordischen Gegenden nicht vorkommt, ausgenommen als ein durch Sturm verschlagener Fremdling. — So sehr ich, als auch der Herr Oberförster alles Mögliche aufbot, um wenigstens einige Körpertheile des seltenen Gastes

zu erhalten, so war doch Alles vergebens, denn weder Flügel noch sonst ein Ueberbleibsel war zu beschaffen. — Alle näheren, im Bauernhofe ermittelten Beschreibungen deuteten darauf hin, daß der in Frage stehende Vogel ein großer Geier gewesen sein mußte, aber durch eigene Anschauung die Sache sicher zu constatiren, war nicht möglich. — Auch das Ergreifen des Vogels im lebenden Zustande deutete mehr auf einen Geier, als auf einen Adler hin, denn nur bei den Geiern kommen solche Uebersättigungen vor, daß ihnen das Aufstoßen schwer fällt. — Interessant und der Erwähnung werth erschien mir der Fall jedenfalls, daher ich ihn meinen Lesern nicht vorenthalten wollte. — In meiner Heimath kommen nur zwei große Adler-Arten vor und sind einheimisch zu nennen, nehmlich der See-Adler (falco albicilla) und der Stein-Adler (falco fulvus). — Außer diesen großen Adlern giebt es da Schrei-Adler und Fisch-Adler, dagegen keine einzige Geier-Art in Kurland und überhaupt in den baltischen Provinzen, die als einheimisch zu benennen wäre.

23.

Die Doppelschnepfen-Pfalz.

Die Aufschrift dieses Capitelchens, das ich meinen Lesern in möglichster Kürze vorlege, wird gar Manchem sehr auffallend und unpassend erscheinen, aber ich glaube dennoch den richtigen Ausdruck gewählt zu haben, um die Begattungs-Art der Doppelschnepfe (scolopax media) zu bezeichnen. — Man spricht von einer Auerhahn-Balz, Birkhahn-Balz, läßt Haselhühner, Trappen und dergleichen mehr balzen, nennt sogar den kurz ausgestoßenen Ton des Fasanhahns Balz; warum sollte ich mich des Ausdrucks Balz oder Bälzen nicht bedienen, um die Liebesrufe oder Liebesseufzer der Doppelschnepfen auszudrücken, da doch diese Wildgattung sowohl auf der Tafel der Feinschmecker, als auch auf der Jagd selbst vom Jäger in eine hohe Rangklasse mit vollem Rechte gestellt wird. — Die Pfalz nenne ich beim Auerhahne dasjenige Revier, in welchem sich Hähne und Hennen im Frühlinge ihr Rendezvous geben, um ihre Begattungstriebe zu befriedigen, dagegen die Balz oder das Balzen die Sprache der Liebe ausdrücken soll. — Die ebengenannte Doppelschnepfen-Pfalz befindet sich nicht im Holze, sondern auf einer Wiese. — Auf dem im Kownoschen

Gouvernement belegenen Privatgute Pokroi, einem kurländischen Edelmanne Baron v. d. Ropp gehörig, habe ich Gelegenheit gehabt, eine der schönsten Doppelschnepfen-Pfalzen kennen zu lernen, die ich hier näher beschreiben will. — Der Tummelplatz der brünstigen Doppelschnepfen ist eine nicht unbedeutende Wiese, nicht fern vom Forste gelegen, die sich zeitig im Frühlinge mit einer Grasnarbe von verschiedenen Sumpfpflanzen bedeckt und bereits zu Pfingsten, wo ich meine Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hatte, fast 12 Zoll hohes Gras bot. — Gleich nach Sonnenuntergang beginnen die Doppelschnepfen ihre Balz, indem sie im Grase umherlaufen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, zischende Töne von sich geben. — Die Zahl dieser daselbst vorhandenen Geschöpfe ist ganz enorm und man wäre geneigt, auf jede 6 Fuß Quadrat eine Schnepfe zu rechnen. — Das ist freilich viel gesagt, aber es macht wirklich den Eindruck so, daß man seinen Rechnungs-Ansatz so machen muß. — Die Jagd ist dabei aber durchaus keine ergiebige zu nennen, denn trotz der enormen Menge der den Jäger umgebenden Schnepfen, die fortwährend im Grase hin- und herlaufen und sich durch ihre zischenden Liebesrufe bemerkbar machen, kommt dennoch der Jäger nur selten zum Schuß, denn sowohl das Gras, als auch die Abenddämmerung sind hinderlich, die Schnepfen gewahr zu werden. — Je dunkler es wird, desto lebhafter wird die Balz dieser kleinen Geschöpfe. — Die Aufregung des Jägers ist ganz unbeschreiblich, denn er hört in aller nächster Nähe seines

Sitzes zahllose Schnepfen, sieht hie und da die Grashalme bewegen und kommt dennoch nur selten dazu, einen wirksamen Schuß anzubringen. — Nur dann ist ein solcher anzubringen, wenn die Schnepfe über einen kleinen kahlen Fleck hinüberläuft oder augenblicklich an solchem Punkte Halt macht.

Gewiß werden meine Leser mich fragen, warum ich und die dasigen Jäger nicht am nächsten Morgen die Jagd daselbst mit einem guten Vorstehhunde unternahmen und so gewiß mehr mit Erfolg. — Ich selbst habe es mir ebenso gedacht, als ich den Abend-Ansitz mehr zu den Beobachtungs-Abenden, als zu den Jagd-Abenden zählen mußte, aber dem ist nicht so, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil man merkwürdiger Weise am Tage auf erwähnter Wiese auch nicht eine einzige Doppelschnepfe findet. — So angefüllt dieselbe Nachts mit Doppelschnepfen ist, so leer ist sie am Tage. — Hie und da in der Umgegend findet man welche, aber sehr vereinzelt und es ist mir fast unerklärlich geblieben, wie sie sich am Abend in solchen Massen versammeln und dann am Tage plötzlich verschwinden können. — Wenn man Abends zuvor auf erwähnter Wiese das Treiben angesehen oder vielmehr angehört hatte und man geht am nächsten Tage daselbst auf die Suche, so glaubt man in einer ganz anderen Gegend zu sein. — Die Abende, wo ich die Pokroische Doppelschnepfen-Pfalz kennen lernte, liegen jetzt mehrere Decennien zurück und, wie man mir gesagt hat, soll es jetzt daselbst auch nicht mehr viel auf sich haben, nehmlich ebenso wie überall

in den cultivirteren Gegenden wenig Doppelschnepfen geben und die Pfalzplätze wenig besetzt sein. — Entwässerungen und Urbarmachen des Bodens verdrängen oft Wildgattungen aus den ihnen ehemals beliebten Revieren und zwingen sie, sich eine andere Gegend zu wählen. — Auch die Waldschnepfe (scolopax rusticola) war ehemals in Pokroi viel vertreten. — Es gab daselbst Anstandsplätze auf Waldschnepfen, wo man an einem Frühlings-Abende zehn bis zwölf Mal zum Schuß kommen konnte, trotzdem man es damals nur mit Oberladern zu thun hatte und natürlich so manche Schnepfe während des Ladens unbehelligt über den Kopf strich. — Auch damit verhält es sich anders nach den mir abgestatteten Berichten, denn, wenn es in der Gegend auch noch jetzt ziemlich gute Schnepfenstriche giebt, so stehen dieselben doch in keinem Vergleich zu denen, wie ich sie daselbst gesehen habe. — Unvergeßlich wird mir ein dem Hofe Pokroi nahegelegenes Waldrevier bleiben, das Legmine benannt war, in dem fast alle Wildgattungen vertreten waren. Im Frühlinge war daselbst der Schnepfenstrich ganz vorzüglich, namentlich schon dadurch, daß dieselben sehr niedrig und somit leicht erreichbar über die Stände hin- und herstrichen. — Birkhühner pfalzten daselbst auch massenhaft und Haselhühner waren auch so ziemlich vertreten. — Im Winter lagerten in den fast undurchdringlichen Dickungen sehr gern Wölfe und hielten ruhig ihre Siesta, d. h. ruhig, bis sich Treiber und Schützen gesammelt hatten und sie unangenehm aus ihren Träumen erweckten, denn die Wolfsjagden wurden

sehr eifrig und regulair betrieben. Rehe gab es auch in erwähntem Reviere, aber in dieser Wildgattung thaten die Wölfe viel Abbruch. — Man wird sich wundern und mich tadeln, wenn ich es ausspreche, daß uns in der sogenannten Legmine die Nachtigallen lästig wurden, aber bei der Waldschnepfen-Jagd wurden sie uns wahrhaft störend, denn bei der unzählbaren Masse von schlagenden Nachtigallen konnte man kaum den quarrenden und pfeifenden Ton der Waldschnepfe rechtzeitig hören. — Wie oft habe ich da nicht entzückt ausgerufen: welch' ein Paradies für einen Jäger und so nahe und in wenigen Minuten vom Herrnhause erreichbar! — Meine Leser werden es mir schon verzeihen, daß ich von der Doppelschnepfen-Pfalz aus einen weitern Absprung zum Revier Legmine gemacht und ihre Geduld zu sehr in Anspruch genommen habe, aber beim Schreiben dieser Zeilen traten mir jene herrlichen Bilder aus einer weiten Vergangenheit zu lebhaft vor Augen, um nicht einige Worte darüber hier beizufügen und an das allbekannte Lied: „Ach, damals war es anders", zu denken und betrübt auf die jetzt wildarmen Gegenden in der Gegenwart zu blicken.

24.

Einige Beobachtungen über Schießgewehre.

Ein von mir früher schon angeführter bewährter alter Jäger Clamart in Frankreich giebt in seinem Werkchen über Jagd an, daß er, während einer 60jährigen Jäger-Praxis, sich nur eines und desselben Jagdgewehres bedient habe und hebt mit Recht die Vortheile hervor, die ein gewohntes Gewehr bietet. — Um aber ein und dasselbe Gewehr während 60 Jahre zu führen und damit mehr als 50,000 Stück Wild zu erlegen, muß man auch seinen Rath befolgen, nehmlich die aufmerksamste Pflege demselben angedeihen zu lassen und es vor jedem Rostflecke zu schützen. — Clamart hat nur Oberlader geführt und die halten länger vor, als die jetzt beliebten Hinterlader. — Ich habe auch jahrelang ein und dasselbe Gewehr geführt, aber dennoch ab und zu eine neue Remonte vorgenommen, um mit der Zeit und der Mode mitzugehen. — Um den Lesern meines Werkchens „aus der Jäger-Praxis" möglichst nützlich zu werden, will ich hier anführen, was ich im Gebrauche von Jagdwaffen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. — So lange noch die Oberlader in Gebrauch waren, hatte mir zum Gebrauch auf großes Wild, als Elchwild, Bären, Wölfe

und Luchse eine gerade gezogene Doppelflinte von Adam Kuchenreuther in Regensburg stets den besten Dienst geleistet, da man sich in meiner Heimath wenig der in Droll gezogenen Büchsen bediente. — Die erwähnte Kuchenreuther Doppelflinte, von starkem Kaliber, wie alle ähnlichen, durch meine Freunde bezogenen, schossen sowohl die Kugeln als auch Posten ganz vorzüglich gut, namentlich sehr scharf. — Ich habe mit der meinigen gar manches Stück Elchwild bis auf eine Distance von hundert Schritten erlegt. — Auf Flugwild war mir das Gewehr zu schwer und da halte ich auch ein kleineres Kaliber für zweckmäßiger, schon aus dem einen Grunde, daß man weniger durch die Last des mit sich zu tragenden Schrotes beschwert wird. — Von Oberladern habe ich die weittragendsten und im Schuß besten Gewehre von folgenden Büchsenmachern besessen, als von George Leute in München, von Nordmann in Gießen, Fecht in Berlin und als bestes Gewehr eins von Wohlgemuth in Durben, einem kleinem Flecken in meiner Heimath, Kurland. — Der Mann war ursprünglich Apotheker, legte sich später auf Gewehrfabrikation und gelangte zu einer unübertrefflichen Perfection in seinen Leistungen. — Leider starb der Künstler zu früh und es existiren nur im Ganzen wenig Gewehre von ihm, namentlich auch dadurch, daß er Alles eigenhändig machte und nur zu den groben Arbeiten einen Gehülfen hielt. Ich besitze auch noch eine Wohlgemuthsche Doppelflinte, die die höchsten Leistungen im Schrotschuß macht, habe selbige nur bei Seite gestellt, um mich der jetzt gebräuchlichen

Hinterlader zu bedienen, namentlich auf Jagden, wo man rasch hintereinander zum Schuß kommt. — Von den Hinterladern gebe ich den Vorzug den Gewehren mit Central-Zünder, weil dieselben sich rasch laden, einen guten Schrotschuß liefern und rascher brennen, als Lefaucheux- und Zündnadel-Gewehre, was im Gebrauche im dichten Holze, wie es bei mir zu Lande oft vorkommt, unberechenbare Vorzüge gewährt. — Gegenwärtig führe ich ein Gewehr mit einem von Leue und Timpe erfundenen Doppelsystem, aus dem man sowohl Lefaucheux- als auch Central-Patronen nach Belieben schießen kann, ich aber vorzugsweise Central-Patronen benutze. — Das Gewehr ist in der Gewehrfabrik der Herren Leue und Timpe in Berlin angefertigt, die ich hier Orts mit allem Rechte als die vorzüglichsten und empfehlenswerthesten Gewehr-Fabrikanten nennen darf. — Die Genauigkeit und Solidität der Gewehre von Leue und Timpe läßt wirklich nichts zu wünschen übrig und, was den Schuß anlangt, so leisten die von ihnen angefertigten Büchsen und Schrotflinten alles nur Mögliche. — Als Beispiel kann ich anführen, daß ich einige Mal auf der Hühnerjagd mit der Schrotgattung Nr. 9. Hasen auf der Distance von 75 Schritt im Feuer erlegt habe. — Daß das zu den Ausnahme-Fällen gehört, versteht sich von selbst, aber, daß ich solche Ausnahme-Fälle gehabt habe, kann ich der strengsten Wahrheit gemäß bezeugen und versichern. — Vielleicht wären mir noch öfter solche unerlaubte weiten Schüsse mit Nr. 9. auf Hasen gelungen, wenn ich oft solche Proben angestellt hätte, aber ein

guter Jäger darf das nicht. — Auch bei andern Schützen habe ich manchen Schuß bewundern müssen, den dieselben mit Gewehren von Leue und Timpe machten. — Was auch sehr für die Fabrikate dieser Firma spricht, ist, daß sie in der kurzen Zeit ihres Etablissements in Berlin eine wahrhaft kolossale Praxis erlangt haben, Hoflieferanten verschiedener Höfe sind und sowohl für Sr. Majestät den Kaiser von Rußland als auch sämmtliche Großfürsten fast einzig und allein Jagdgewehre liefern und zwar zur größten Zufriedenheit der allerhöchsten Herrschaften. — Ohne andern Gewehrfabrikanten zu nahe treten zu wollen, kann ich es aus eigener Anschauung und Beobachtung wohl behaupten, daß die Firma Leue und Timpe jetzt in Berlin unbedingt den ersten Rang einnimmt, indem sie die meisten Arbeiter beschäftigt und sich der meisten Bestellungen zu erfreuen hat. — Englischen und Pariser Jagdgewehren ist ihr hoher Werth nicht abzusprechen, aber die da geforderten Preise sind so hoch, daß nur sehr reiche Jagdliebhaber im Stande sind, sich von dort mit Gewehren zu versorgen. — Was Pistolen anlangt, so habe ich gefunden, daß die in Paris angefertigten alle andern derartigen Waffen in Leistung übertreffen. — Ich besitze namentlich ein Paar Pistolen von Herrn Gastine Reinette in Paris, die nichts zu wünschen übrig lassen. — Dieselben haben auf 25 und 50 Schritt fast denselben Schuß, werden ohne Anwendung von Pflaster geladen und verändern sich, trotz der unzählig daraus gemachten Schüsse, garnicht. — Billig ist der von Gastine Reinette angesetzte

Preis für ganz einfach aussehende Pistolen nicht zu nennen, denn ein solches Paar kostet 600 Francs, aber sie leisten ihren Dienst auch für mehrere Generationen. — Jeder Patient pflegt besonders seinem eigenen Leib-Arzte das größte Vertrauen zu schenken und ihn seinen Freunden und Mitmenschen zu empfehlen und eben ein solches Verhältniß finden wir bei den Jägern, die stets ihrem Gewehrfabrikanten das größte Vertrauen schenken und dessen Fabrikate dem jagdliebenden Publikum empfehlen. — Auf solchen so allgemein herrschenden Zustand baue ich auch meine Hoffnung zur Nachsicht Seitens meiner Leser, wenn ich hier Einiges vorgetragen haben sollte, was sie ebenso gut aus Erfahrung wissen und kennen gelernt haben, als ich in meiner Praxis. — Aber dennoch wird es vielleicht ab und zu noch einen Waidmann geben, der, nachdem er meine „Jäger-Praxis" gelesen hat, auch wünschen wird, daß ihm angegeben werde, wo er seine Jagdrequisiten bestens beziehen könne.

25.

Acclimatisations- und Schonungs-Vorschläge.

Nachdem ich mich selbst, wie aus früheren Abschnitten dieses Werkchens zu ersehen ist, mit der Acclimatisation verschiedener Wildgattungen, als Edelwild, Dammwild und Fasanen in meiner nördlich gelegenen Heimath beschäftigt habe, auch meine Versuche mit guten Resultaten gekrönt worden sind, so will ich hier am Schlusse dieser Schrift den Versuch machen, auch andere Jagdliebhaber und Thierfreunde zu ähnlichen Unternehmungen zu ermuntern, zu Versuchen, die uns alten Jägern zwar nicht mehr Nutzen bringen, doch unsern Nachkommen zu gute kommen könnten. Mit uns ähnliche Temperatur-Grade bietende amerikanische Wildnisse enthalten sicherlich gar manche Thier- und Vogel-Arten, die sich nach Europa mit Erfolg verpflanzen lassen würden und somit die Zahl unseres jagdbaren Wildes vermehren dürften. — Es käme nur auf Versuche an, und solche müßten reiche und begüterte Grundbesitzer zum Wohle der Menschheit und zu Gunsten des Waidwerks nicht unterlassen. — Das Dammwild ist von

Corsica, der ursprünglichen Heimath desselben, nach Deutschland mit Erfolg eingeführt worden und der von Colchis hierher eingebürgerte Fasan gedeiht und vermehrt sich vortrefflich. — Das in Rußland im Gouvernement Perm, wie auch im Amurlande vorkommende Reh mit seinem schönen Gehörn und einem Pinsel, ähnlich dem des Dammhirsches, ließe sich möglicher Weise auch in Deutschland einbürgern. — Der Fürst Pleß hat auf seinem Territorium bereits mit Erfolg den Wapiti oder amerikanischen Riesenhirsch, wie auch Auerochsen mit Erfolg eingeführt und eingebürgert. — Diese hier angeführten Fälle dürften genügen, um eine Anregung zu ferneren Versuchen hervorzurufen, daher ich mich nicht weiter darüber auslasse und nur den Spruch anführe: „wer nicht wagt, gewinnt nicht". — Ebenso wie ich gern zu Acclimatisations-Versuchen meine Zeitgenossen veranlassen möchte, ebenso gern würde ich auch mein Scherflein dazu beitragen, daß einheimische und nützliche Thiere einer größeren Schonung würdig erklärt werden möchten. — Zu diesen zähle ich in der Vogelwelt ganz besonderer Berücksichtigung würdig, die Staare, den Kukuck, Lerchen, die grüne Mandelkrähe, sämmtliche Specht-Arten und Fliegenfänger-Arten, den Kibitz und den Holzschreier oder Eichelheher, diesen letztern ganz besonders als Verpflanzer von Eicheln in den Forsten. — Alle Drosseln-Arten würde ich auch gern geschont wissen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß ich mir den Tadel der Kirschgärten besitzenden Herren zuziehen würde, wie auch derjenigen, die einen Krammetsvogelbraten

einem zahmen Hühnchen vorziehen. — Den Tadel der sich an gebratenen Leipziger Lerchen delectiren wollenden Feinschmecker nehme ich schon auf mir, will ihn ertragen und sage meine Meinung frei heraus, daß es wahrlich nicht zur Ehre unseres cultivirten Zeitalters gereichen kann, daß man die schönen Frühlingsboten und Sänger gleichsam wie Mehlklöße verschlingt, ohne gesättigt zu sein, trotzdem man einige Dutzend unschuldige liebliche Sänger hinuntergewürgt und sich so in die Classe der Falken einregistrirt hat. — Außer den erwähnten Vogel-Arten kann ich nicht genug die Schonung der Fledermäuse, wie auch der sogenannten Nachtschwalben (Caprimulgus) empfehlen. — Wer das Unglück einmal nur in seinem Leben gehabt hat, seine Forsten durch Raupenfraß angegriffen und vernichtet gesehen zu haben, der wird gewiß nicht erst eines gutgemeinten Rathes bedürftig sein, sondern wird gleich mir für Schonung ebenerwähnter Geschöpfe schwärmen. — Mit Schauder und einem wahren Fieberfrösteln habe ich in Italien ganze Schüsseln voll gebratener Nachtigallen, Grasmücken und dergleichen lieblicher Sänger auftischen sehen. — Ohne Schonung wurde da Alles, was nur zur Vogelwelt gehört, von unwürdigen Jägern verfolgt und erlegt; selbst Priester sahe ich mit einem Käuzchen und Leimruthen hinausziehen, um sich einen Leckerbissen zusammen zu fangen. — Mit lächelnder Miene wurden den kleinen lieblichen Geschöpfchen die Köpfe eingedrückt und die kleinen Leichen in die Körbe gesteckt. — Ich glaubte unter diesen armen Schlachtopfern so manches

kleine in meinem heimathlichen Garten oder Forste jung gewordene Vögelchen zu erblicken, und mußte unwillkürlich an die menschlichen Auswanderer denken, die ihre heimathlichen Auen und Freunde leichtsinnig verlassen, um in die Ferne zu ziehen und weiß Gott welchem Schicksale zu erliegen.

26.

Die fliegende Jagd in Kurland.

In der Voraussetzung, daß diese, als fliegende Jagd benannte Art von Jagdbetrieb den meisten deutschen Jagdfreunden und Lesern dieser Zeilen unbekannt sein dürfte, will ich es versuchen, dieselbe bestmöglichst zu schildern und ein treues Bild davon zu entwerfen. — Beim Lesen der Ueberschrift dieses Capitels wird man möglicher Weise glauben, es sei eine Jagd auf Flugwild darunter zu verstehen, doch dem ist mit nichten so, im Gegentheil, es handelt sich da nur um sogenanntes laufendes Wild. — Bevor ich aber die Jagdmethode selbst schildere, muß ich erst einige gesetzliche Bestimmungen voranschicken, die als alt herkömmlich bei uns existirt haben, auch gegenwärtig noch bestehen, jedoch wahrscheinlicher Weise einer Abänderung unterworfen werden dürften, nehmlich durch ein zu erwartendes neues Jagdgesetz. — Der kurländische sogenannte Indigenats-Adel hatte und hat noch heutigen Tages das Recht, sowohl mit dem Hühnerhunde, als auch mit der weiter unten zu beschreibenden fliegenden Jagd, jedweden Grund und Boden der Provinz Kurland zu bejagen, natürlich aber nur während der Jagdzeit, denn die sogenannte Schonzeit

gestattet überhaupt nicht das Jagen, am allerwenigsten auf fremden Territorien. — Es standen somit jedem kurländischen Edelmanne alle Privat- als Kronsreviere zur Disposition und wurden viceversa benutzt. — Daß man natürlich hiebei die Rücksichten, die ein Nachbar dem andern schuldig ist, nicht außer Augen ließ, versteht sich von selbst und ein rücksichtsloses Eindringen eines Jagdberechtigten in die Grenze eines jagdliebenden Nachbars wurde stets getadelt und von der ganzen Adelscorporation mißbilligt, unterblieb daher, bis auf einige Ausnahmen, größtentheils. — Keine Regel ist aber ohne Ausnahme und so auch in casu fehlte es nicht an tadelnswerthen Mißgriffen und es wurde in unserer letzten Landtagsverhandlung durch Abstimmung beschlossen, den bisherigen status quo aufzuheben und dieses freie Jagdrecht des Adels fallen zu lassen. — Früher konnte ein solches Verhältniß möglicher Weise bestehen, ohne gerade einen gänzlichen Ruin des Wildstandes hervorzubringen, wo es in unserer Provinz fast endlose und oft ganz undurchdringliche Wildnisse und Forste gab, aber bei der immer mehr steigenden Landcultur und der allmähligen Abnhame des wüsten Grund und Bodens ist es zeitgemäß, das freilich ehrwürdig alte, aber jetzt nicht mehr passende freie Jagdrecht aufzuheben und jedem Grundbesitzer auch ungetheiltes Besitzrecht seines Wildstandes einzuräumen. Das freie Jagdrecht durfte jedoch nur, wie schon erwähnt, mit Anwendung eines Vorstehhundes oder mit Jagdhunden (Bracken) ausgeübt werden, natürlich aber konnte in beiden Jagdarten der Jagd-

herr sein Jagdpersonal mitnehmen, früher ohne Zahl zu bestimmen, in neuerer Zeit aber dahin beschränkt, daß der Jagdherr auf der Jagd mit dem Vorstehhunde einen Jagdbeamten und auf der Jagd mit Jagdhunden deren 6 mitnehmen konnte. — Jeder an der Jagd theilnehmende Edelmann konnte je für sich auch einen Jäger als Begleiter haben. — Es war nicht nur die Folge auf fremdes Territorium somit statthaft, sondern sogar auch das Lösen der Hunde, also der Beginn der Jagd selbst. — Treibjagden, Dachsgraben und so auch das Kreisen oder Einbestatten des Wildes war nicht gestattet. — In den Kronsforsten war nur das Hochwild, also Elchwild hauptsächlich und Auerhähne ausgeschlossen und durfte von den Edelleuten nicht gejagt und erlegt werden, wie auch einzelne Reviere, als Elendstände benannt, überhaupt nicht bejagt werden durften. — Um hierin eine Controlle zu halten, war es nöthig, daß ein adlicher Jagdherr, der eine Kronsforst bejagen wollte, verpflichtet war, 24 Stunden vor Beginn der Jagd, dem örtlichen Krons-Oberförster die Anzeige zu machen.

Nachdem nun meine Leser so ziemlich eine Anschauung der bei uns bestehenden Zustände erlangt haben dürften, gehe ich zu der Schilderung und Beschreibung der sogenannten fliegenden Jagd über, die solche Benennung wohl dadurch erhalten hat, daß es eine rasche und so zu sagen unstete Jagdart ist. — Um diese Jagdart auszuüben, hielt man gewöhnlich Meuten von 5, 6 und bis 8 Koppeln hochstämmiger Jagdhunde, die Wolf, Elch, Reh, Fuchs und Hase jagten. — Ein Piqeur

war der Wärter der Hunde und mußte bei der Jagd selbst auf einem guten Pferde stets allen Wendungen der Meute folgen, die nöthigen Signale abwechselnd durch's Jagdhorn geben und dadurch den Jägern in ihren Manövern nützlich werden. — Außerdem war stets ein sogenannter jagdführender Jäger der Leiter der Jagd, der auch ein Jagdhorn führte und die vom Piqeur gegebenen Signale gleichsam weiter gab, natürlich auch beritten und bewaffnet war. — Alle an der Jagd theilnehmenden Herren und die Jagdmannschaft war beritten und mit Gewehren versehen, auf der Hasenjagd auch einige Herren, statt des Gewehres, Windhunde bei sich führend. — Der Beginn der Jagd war stets so, daß man die Schützen auf den besten Wechseln anstellte, das Treiben ziemlich groß nahm und die Jagdhunde darin lösete. — Kam aufgejagtes und mit lautem Hundegebell in Flucht gebrachtes Wild auf irgend einen der angestellten Schützen, so wurde es entweder geschossen oder gefehlt, je nach der Geschicklichkeit des Schützen. — War das gejagte Stück erlegt und solches durch einen Jagdruf von Seiten des Schützen kundgethan, so rief der Piqeur durch Horn und Jagdruf die Meute möglichst zurück und begann in selbigem Treiben die Suche auf's Neue. — Wurde dagegen ein Wild gefehlt und brach aus dem Treiben, flüchtig das Weite suchend, dann warf sich jeder Jäger rasch auf sein Pferd und suchte das Wild auf den ihn bekannten Wechseln möglichst zu coupiren und zu erlegen, was bisweilen viel Zeit und und Mühe, wie auch möglichst Ortskenntniß erforderte.

— Bisweilen ging solche Folge, namentlich im Spätherbste, oft Meilen weit, bis es gelang, das Stück zu erlegen, denn gute Meuten ließen nicht nach. — Ein so zur Verzweiflung gebrachter Fuchs ging häufig zu Bau und entzog sich so der jagenden Meute, wurde aber dann gewöhnlich nach beendeter Jagd, am Abende, vermöge herbeigeholter Dachshunde herausgegraben und getödtet. — Ein alter Rehbock führte auch oft genug die Meute und die folgenden berittenen Schützen Meilen weit weg und es mußte da mancher Sumpf durchritten und manches Hinderniß überwunden werden, um seiner habhaft zu werden. — Mit die schönsten derartigen Jagden waren aber die auf Elchwild unternommenen, denn da galt es, das große Thier hallali zu jagen und dann, vor der Meute gestellt, zu erlegen. — Gewöhnlich vergingen bis zu solchem hallali des Elchs anderthalb bis zwei Stunden, in kälterer Jahreszeit sogar noch mehr Zeit. — Der Anblick des nordischen Riesenthieres, in der Vertheidigung gegen die Hunde begriffen, war ein wahrhaft malerisches Jagdbild. — Auf Hasen war diese Jagdart jedenfalls die unterhaltendste, denn man kam da oft zum Schuß und kaum war ein Hase erlegt, so wurde der zweite u. s. w. gehoben. — Ich habe mit meiner Meute oft Jagden auf Hasen unternommen, auf denen 30 ja bis 60 Stück Hasen zur Strecke kamen, habe auch einmal selbst eilf Hasen an einem Tage am Sattel gehabt. — Deutsche verwöhnte Jäger werden solche Zahl gering anschlagen, aber bei der Jagd mit Jagdhunden ist das immer ein höchst

glückliches Resultat, denn jeder Hase ist nicht so rasch erlegt, und ein Herbsttag ist bei uns gerade auch nicht lang zu nennen. — Die Jagd mit Jagdhunden auf junge Wölfe, d. h. wenn die ganze Raubgesellschaft noch zusammen ist, ist auch eins der schönsten Jagdvergnügen, leider aber kommt es jetzt seltener dazu, da wir mehr und mehr dieses Gezücht vertilgt haben. — So schön und ergötzend diese soeben geschilderte Jagdart, nehmlich die fliegende Jagd war, so schädlich mußte sie auf den Wildstand wirken, denn von einer Schonung der Rehricken z. B. konnte nicht vor Jagdhunden die Rede sein, sondern Alles, was vor die Meute kam, mußte als Opfer fallen und was nicht erjagt und erlegt wurde, ging leicht in Folge der Ueberanstrengung später ein. — Auch das allgemeine Jagdrecht des Adels wirkte gerade nicht vortheilhaft auf den Wildstand, denn mehr oder weniger als Gemeingut angesehen, schonten die Grundbesitzer selbst weniger das Wild, als es geschehen würde, wenn man sein Territorium allein zu bejagen das Recht hat. — Auf Grund dessen ist auch der Beschluß gefaßt worden, das freie Jagdrecht in Kurland gänzlich aufzuheben und der in unserem Landtage gefaßte Beschluß harrt nur noch der Allerhöchsten Bestätigung Seitens Sr. Majestät des Kaisers. — Welche Resultate sich bei solcher Jagdart bisweilen erzielen lassen, möge folgender Fall beweisen. — Während des Aufenthaltes unserer Allerhöchsten Kaiserlichen Majestäten im Badeorte Libau erhielt ich den Auftrag, eine Jagd auf Rehe für Sr. Majestät den Kaiser mit Jagdhunden

zu arrangiren und zu leiten und vor einer Meute von 25 Koppeln Hunde wurden 18 Rehe, ein Paar Füchse und einige Hasen in Zeit von drei Stunden erlegt, wovon Sr. Majestät höchst eigenhändig 6 Rehböcke und eine Rehricke auf einem Stande erlegten.

27.

Einige kleine Jagd-Abenteuer und Waidmanns-Scherze.

Auf einer Jagd mit Jagdhunden kommt ein alter Fuchs vor die Meute, wird eine halbe Stunde lang durch meine damals ziemlich raschen Hunde forcirt und geht mitten in einer jungen Tannendickung zu Bau und zwar in einer Fluchtröhre mit nur zwei Ausgängen, die derartig gelegen sind, daß der Ausgang vom Eingange circa dreißig Fuß entfernt ist und gleichsam einen etwas krummen Durchgang bildete. — Der Piqeur giebt durch's Jagdhorn das Signal und ich eile in Begleitung eines Buschwächters herbei, lasse den Piqeur die Hunde koppeln und davon reiten. — Der Buschwächter schneidet rasch eine dünne lange und daher biegsame Stange ab, und nachdem ich meine Schrotladung abgezogen und, statt der ganzen vollen Ladung, nur circa 5 Korn groben Hagels in das eine Flintenrohr geschüttet hatte, lege ich mich der Länge nach auf den Boden, das Gewehr im Anschlage gegen den Ausgang des Nothbaues gerichtet. — So schußfertig, heiße ich den Buschwächter die Stange in den gegenüberstehenden Eingang stoßen und den Fuchs zum Ausgange drängen, und zwar mit

Erfolg, denn ich wurde sogleich die weiße Kehle, wie die glänzenden Lichter Meister Reinecke's gewahr und die 5 Hagelkörner genügten, den Hühnerdieb sofort zu tödten. — Ich holte meine unterirdisch erlegte Beute hervor, band sie, wie es bei uns gebräuchlich ist, auf den Sattel, setzte mich zu Pferde und die Jagd nahm wieder ihren Fortgang, nachdem dieses kleine Intermezzo nicht mehr als eine Vietelstunde Zeit erfordert hatte. — Meine Herren Leser werden als Waidmänner mich möglicher Weise tadeln wollen, weil ich den Fuchs nicht habe herausfahren lassen, um ihn dann kunstgerechter zu erlegen, aber zu meiner Entschuldigung verweise ich die Herren auf die Tannendickung und die durch solche geursachte Unmöglichkeit, einen Schuß anzubringen. — Hier noch eine improvisirte Jagd eines meiner jüngeren Söhne. — Derselbe, als Knabe von circa 14 Jahren, geht, nachdem frischer Spurschnee Tags zuvor gefallen war, zu einem nicht fern von meinem Hause wohnenden Buschwächter, der ihm auch die angenehme Mittheilung macht, daß er einen Fuchs in einem ganz kleinen Treiben eingekreist, desgleichen einen Edelmarder in einem hohlen Espenstamme ermittelt habe. — Es wird beschlossen, erst mit Meister Reinecke abzurechnen und dann dem Marder zu Dache zu gehen. — Das Treiben, in dem sich der Fuchs befand, hatte einen ziemlich sichern Wechsel, auf dem der Buschwächter mit Hülfe eines mitgenommenen Dienstjungen auch den jungen Schützen zu Schuß bringt, der einen schönen Fuchs erlegt. — Nun zum Marder, aber da sahe die Sache sehr kritisch aus,

denn erwähnter hohler Stamm stand in einer solchen Tannendickung, daß es schwer war, einen sichern Schuß anzubringen, wenn der Marder, möglicher Weise mit Blitzesschnelle, vom Baume zur Erde sprang. — Es wurde also beschlossen, den einzigen Ein- und Ausgang des Marders, der in einem vom Specht gemachten Nestloche bestand, zu verstopfen und dann den Baum zu fällen. — Durch eine rasch herbeigeholte Säge lag der Stamm bald zu Boden und wurde seines Gipfels beraubt. — So präparirt, fuhren die eifrigen Jäger ihn auf einem Schlitten hinaus und zwar auf eine freie Fläche, durch das geöffnete Loch schlüpfte der Marder rasch heraus und erhielt vom jungen Jäger richtig die Schrotladung. — Beide Jagden hatten höchstens ein Paar Stunden Zeit erfordert und der junge Waidmann kehrte mit seiner doppelten Beute froh nach Hause zurück und gab uns älteren Jägern Gelegenheit, über die so improvisirte Marderjagd unsere Glossen zu machen. — Ein Jagdfreund, der gern die Hasen in der Saaß (Lager) schoß, desgleichen in mondhellen Winternächten am Kohl im Obstgarten, sollte für seinen unwaidmännischen Jagdbetrieb gestraft werden und ging auch in die ihm gestellte Falle ganz nach Wunsch. — Es wurde nehmlich ein Hasenbalg mit Stroh ausgestopft, demselben eine dünne Leine von gehöriger Länge um den Hals geschlungen, dieselbe über einen Ast eines Obstbaumes gezogen und dann von einem hinter dem Gartenzaune verborgenen Manne gehalten. — Nachdem Alles so wohlbedacht zubereitet war, bringt der Diener dem

eifrigen Schützen die frohe Kunde, daß eine Hase die Mondschein=Nacht benutze, um sich am Braunkohl bene zu thun. Das Gewehr ist rasch ergriffen und der Nimrod schleicht vorsichtig im weichen Schnee bis an den Gartenzaun, sieht den vermeintlichen Hasen schußmäßig sitzen und der Schuß kracht, doch, statt daß der Hase fällt, fährt er mit Blitzesschnelle an dem Obstbaume in die Höhe und bleibt da in den obern Zweigen hängen. — Der verborgene Mann hatte die Leine sofort nach dem Schusse angezogen und der glückliche Schütze steht beschämt am Obstbaume, auf dem er den Hasenbalg hängen sieht, aber was ihm noch unangenehmer war, er hörte unser mit Bravorufen untermischtes Gelächter.

Ein ähnlicher Liebhaber des Hasenschießens in der Saaß (Lager) schießt auf einen ruhig im Lager sitzenden Hasen, glaubt ihn glücklich erlegt zu haben, wird aber sehr unangenehm überrascht, als er gewahrt, daß er auf einen todten Hasen geschossen hat, den statt der Blume, ein grüner Tannenzweig ziert, den ihm der Piqeur geschickt angefügt hatte und zwar an einem Körpertheile, den ich verschweigen will.

Ein Herr, der in seinem Reviere keine Bären hat, will dennoch seinen Jagd=Gästen eine Bärenjagd zum Besten geben. — Um solches in Ausführung zu bringen, kauft er einen Bären von einem Bärenleiter, läßt das zahme Thier im Walde die Nacht an einem Baum angekettet zubringen, um dem Thiere eine Art Witterung (Wildgeruch) zu verleihen, damit ihn die Hunde besser jagen. — Am nächsten Morgen rückt eine Zahl Jäger

hinaus und stellt sich auf der einen Seite des Treibens mit scharfgeladenen Kugelgewehren an, während von der entgegengesetzten Seite die Meute von 8 Koppeln Jagdhunde durch den Piqeur gelöst werden soll, nachdem der arme Petz von Banden und Ketten befreit worden ist. — Das zahme Geschöpf gewahrt die Menge Hunde, geräth in Angst und will sich dadurch retten, daß es sich an den Piqeur herandrängt. — Dieser letztere kann die Jagd durchaus nicht in den gewünschten Gang bringen und glaubt zum letzten Mittel greifen zu müssen, nehmlich entladet seine Schrotflinte und will durch einen Wergpfropfen, den er auf den Bären abschießt, die Flucht veranlassen, aber siehe da, kaum hat der Schuß gekracht, so liegt Petz todt am Boden. — Die Jagdherren warten gespannt, doch vergeblich auf ihren Ständen, bis sie zu ihrem Verdruß erfahren, daß die Jagd zu Ende ist und der Piqeur den Bären erlegt hat. — Beim Entladen der Rehposten war ein solcher in dem Wergpfropfen sitzen geblieben und dieser dem Bären gerade hinter dem Gehöre in den Kopf gefahren und hatte ihn augenblicklich getödtet. — Eine ähnliche Jagd auf einen gezähmten Bären hätte leicht ein schlimmeres Ende nehmen können, blieb aber dieses Mal nur bei einem kleinen Schreck. — Es hatte nehmlich ein Gutsbesitzer einen Bären während einiger Jahre gehalten, endlich aber doch den Entschluß gefaßt, ihn abzuschaffen und zwar selbst todtzuschießen, weil das Thier sehr böse geworden war. — Der Bär wird in einem umzäunten Holzgarten vermöge eines Strickes an einen Pfahl gebunden und der Herr

geht mit seiner einläufigen Büchse bis auf dreißig Schritt heran, schießt nach dem Gehör des Bären, trifft aber statt der tödtlichen Stelle nur den Strick (Seil), durchschießt denselben und der Bär, so befreit, geht auf den Schützen los, glücklicher Weise aber so langsam, daß der Angegriffene Zeit hat, aus dem Holzgarten zu flüchten und hinter sich das Thor zu verriegeln. — Die Büchse wurde rasch geladen und ein zweiter vom Zaun aus abgefeuerter und besser gezielter Schuß streckte den Bären todt nieder. — In meiner Heimath ist es Jägerbrauch, das auf der sogenannten fliegenden Jagd erlegte Wild hinter dem Sattel vermöge lederner Bindriemen so anzubinden, daß das eine Riemenpaar die Hinterläufe des Thieres festhält, während das andere Paar Bindriemen gleich hinter den Hüften sitzt. — Die Vorderläufe, Bauch und Kopf hängen somit am Buge des Jagdpferdes los herab. — So, wie hier beschrieben, hatte ein sehr eifriger und jugendlicher Piqeur einen so eben erlegten Fuchs hinter seinem Sattel aufgebunden, ohne bemerkt zu haben, daß in der erlegten Creatur noch Leben vorhanden war. — Plötzlich wird sein Pferd unruhig, dann immer wilder und geht, wie man zu sagen pflegt, endlich durch, spottet förmlich des Zaumes, trotzdem der mit aller Gewalt angezogen wird. — Endlich gelingt es dem Piequr, das verzweifelte Thier aufzuhalten und ein Paar hinzugeeilte Buschwächter bändigen es mit Mühe. — Die Ursache des Durchgehens des sonst frommen Pferdes erwies sich sehr bald, denn der hinter dem Sattel gebundene scheinbar todte Fuchs hatte

das Pferd in die Flanke gebissen und ihm, so zu sagen, gar zu schmerzhaft die Sporen gegeben.

Ein ältlicher, aber noch immer sehr eifriger und hitziger Jäger unternimmt einst eine Jagd auf Elende (Elchwild) mit Jagdhunden, benutzt als Reitpferd einen sogenannten Fahlrappen. — Die Meute hebt sehr bald einen Elchhirsch, der aber auf einem unbesetzten Wechsel durchbricht und, von der Meute verfolgt, weit weggeht. — Der alte Herr hat sein Jagdpferd in einer Dickung hinter seinem Stande angebunden, folgt der Jagd nicht, weil er hofft, daß die Hunde das Wild zurückbringen würden. — Etwas ermüdet, schlummert der alte Waidmann, auf einem Baumstumpfe sitzend, ein, hat sein Gewehr gespannt quer über seinen Schooß gelegt und wird plötzlich durch die mit dem Elchhirsch zurückbrausende Meute aus seinen Träumen erweckt. — Die schlaftrunkenen Augen kaum geöffnet, gewahren das gejagte Wild, oder vielmehr das für einen Elchhirsch angesehene Pferd, der Schuß kracht und die tödliche Kugel streckt es sofort nieder. — Der Schütze geht zu seinem Opfer und findet zu seiner nicht geringen, aber unangenehmen Ueberraschung sein Jagdpferd liegen. — Sein Abenteuer, oder vielmehr seinen Mißgriff, pflegte der alte Herr selbst scherzend folgender Maaßen zu erzählen. — Lassen wir ihn also sprechen: „Ich schlummere auf einem Baumstumpfe, habe mein Gewehr auf dem Schooße, werde plötzlich durch das laute Gebell der Meute erweckt, erblicke den heranstürmenden Elchhirsch, nehme ihn auf's Korn, er stürzt im Feuer und als ich herangehe, ge-

wahre ich, daß das Luder besattelt ist. — Der Besattelte war der mausetodt daliegende Fahlrappe." — Einen ähnlichen Mißgriff machte vor Zeiten ein alter Jagdfreund, der weniger Schütze, aber desto eifriger Liebhaber der Hetzjagd mit Windhunden war. — Besagter Herr macht eine Jagd auf Elchwild mit und führte ausnahmsweise ein Schießgewehr. — Die Meute Jagdhunde jagt einen Elchhirsch hallali und das ermüdete Thier stellt sich vor den Hunden. — Der Pireur, zu Pferde sitzend, giebt das Signal, daß das Thier hallali ist, hält in nächster Nähe des gestellten Thieres, um das die Hunde herumkläffen. — Eine Tannendickung deckt den Piqeur nebst Pferd gänzlich und nur der Kopf des fahlgrauen Pferdes ist sichtbar. Der herbeigeeilte Schütze springt in der größten Aufregung von seinem Jagdpferde, hält den Kopf des Pferdes für den des Elches, drückt auf denselben seinen Schuß ab und Piqeur und Piqeurpferd liegen am Boden, das Pferd mausetodt, dagegen der Piqeur unverletzt, aber höchst überrascht, sich so rasch zum Infanteristen verwandelt zu sehen.

Ein böhmischer Musikus, guter Büchsenschütze, aber zugleich höchst hitziger und unvorsichtiger Jäger, macht einst eine Treibjagd in meiner Heimath mit, hört einen Schuß fallen und, da zugleich laut gesprochen und gelacht wird, verläßt er seinen Posten, geht da hin, wo der Schuß fiel und sich die Schützen und Treiber vorher versammelt haben. — Da angelangt, gewahrt er, wie Alle um einen alten, dichte Zweige habenden Tannenbaum stehen und gleichsam forschend hinaufschauen. —

Der Musikus vermuthet in dem Gipfel des Baumes irgend ein verstecktes Gethier, sei es Marder, Katze oder sonst was. — Ohne die übrige Gesellschaft um Auskunft zu befragen, ergreift er sein Gewehr spannt den Hahn, wird etwas Weißes gewahr und schießt ohne Zögern darauf seinen Schrotschuß ab. — Kaum ist der Schuß gefallen, so stürzt ein Treiberknabe vom Baume herab und hat den Arm voll Schrotkörner. — Ganz erschreckt, fragt dann erst der Musikus, was es eigentlich da gebe und erhält zur Antwort, daß ein Schütze einen Holzheher (Markolf) geschossen habe, der in den obersten Aesten des Tannenbaumes hängen geblieben sei und, um solchen zu holen, wäre der Knabe hinaufgestiegen, der jetzt verwundet herabgefallen daläge. — Um leichter auf den Baum zu klettern, hatte der arme Junge seinen Rock ausgezogen und das für ein Thier gehaltene Weiße war der weißleinene Hemde-Aermel, in dem der jetzt voll Schrot steckende Arm des Knaben natürlich den innern Kern bildete. Glücklicher Weise waren die meisten Körner in den Baum-Ast gefahren und weder Knochen, noch sonst gefährliche Theile, sondern nur Weichtheile des Armes waren verletzt, daher eine baldige und glückliche Heilung des Verw undeten erfolgte. — Des Beispiels wegen habe ich diese letzterwähnten drei Mißgriffe hier vortragen wollen, die klar darthun, wie gefährlich Jäger auf der Jagd sind, die in ihrem Jagdeifer so zu sagen blind werden. Noch so manchen Mißgriff unvorsichtiger Schützen könnte ich meinen Lesern mittheilen, aber fürchte, zu weitläufig in meinen Schilde-

rungen zu werden und zu ermüden, daher ich schon bitten muß, sich mit den angeführten Fällen zu begnügen.

Auf einem Landsee, der einen ziemlich niedrigen Wasserstand hat, aber unter dem Wasser sich sumpfiger Grund befindet, unternimmt ein Jagdfreund eine Entenjagd, benutzt zu solcher ein sogenanntes Blockboot, das aus einem ausgehöhlten Espenstamme besteht, schon etwas alt und morsch ist, auch an und für sich einen sehr dünnen Boden hat. — Der Schütze steht vorn im Boote und hinter ihm ein Fischerbauer, der den Kahn vermöge einer Stange stößt. — Noch nicht weit vom Ufer entfernt, geht eine Ente aus dem Schilfe auf, der Jäger will nach derselben schießen, aber bevor er die Flinte in die Höhe gerichtet hat, geht dieselbe los, der Boden des Blockbootes wird durchschossen und durch das eindringende Wasser sinkt das kleine Fahrzeug unter und Schütze und Stößer müssen durch Sumpf und Wasser an's nächste Ufer waten, nachdem sie ein kaltes Bad genommen hatten. — Die Jahreszeit war günstig, d. h. warm, daher keine üble Folgen, außer dem verschwendeten Jagdtage.

Ein Buschwächter ergreift einen ausgegrabenen Dachs sehr geschickt an den Gehören, hält ihn hoch und heißt einen andern Buschwächter dem Dachs einen, tödtlichen Hieb auf die Nase geben. — Der eifrige Todtschläger führt einen kräftigen Hieb mit einem kurzen Knüttel, trifft aber nicht den gewünschten Fleck, sondern den Nagel des Daumens des den Dachs haltenden Jagdgefährten und zwar so kräftig, daß er den Nage

verliert und den Dachs loslassen muß, der auch sogleich in den Bau zurückschlüpft und nochmals gegraben werden muß.

Ein durch die Treiber in die höchste Angst versetztes Reh rennt in schnellster Flucht auf einen Schützen los, der sein Gewehr etwas zur Seite gekehrt und nach dem Erdboden gerichtet hält. — Das Gewehr hat einen ziemlich langen Tragriemen, der ähnlich einer Schlinge herunterhängt. Das Reh (Ricke), das geschont wird, fährt mit dem Kopfe in die zufällig improvisirte Schlinge, reißt dem Schützen das Gewehr aus Händen und stürmt so bewaffnet weiter. — In ziemlicher Entfernung fand der entwaffnete Jäger seine Flinte wieder und zwar wunderbarer Weise ohne zerbrochenen Schaft.

Ein Buschwächter (Waldhüter) schießt auf einen vor Hunden flüchtig auf ihn einstürmenden Rehbock und zwar spitz von vorn in allernächster Nähe, der Bock stürzt im Feuer zusammen und da er noch zappelt, giebt ihm der Schütze einen Genickfang mit seinem Knicker. — Bei näherer Untersuchung erwies es sich, daß der Rehbock auch nicht ein einziges Schrotkorn hat, sondern nur einen angeschwollenen Fleck an der Stirn. — Der Bock war gestürzt, bevor der Schuß aus dem Rohre fuhr, war also überschossen, hatte sich entweder an einem vor dem Schützen befindlichen Stubben todtgeschlagen, oder war nur betäubt liegen geblieben, bis er den Genickfang erhielt.

Ich reite einst über eine Wiese, auf der sich eine Menge begraster Maulwurfshügel befinden und sehe,

oder glaube vielmehr einen Hasen im Lager zu erblicken, der zwischen zwei solchen Maulwurfshügeln liegt. — Die Farbe, den Hasen im Herbste ähnlich und die dunkeln mich anglotzenden Augen täuschen mich. — Ich reite eine kleine Strecke davon, binde mein Pferd an einen Wachholder-Strauch und gehe, gedeckt von den ziemlich großen Hügeln, auf den Punkt los, wo ich den Hasen hatte liegen sehen und erwarte jeden Augenblick ihn aus dem Lager fahren zu sehen, um einen Schuß anzubringen, doch wie werde ich überrascht, als mein vermeintlicher Lampe, statt seine Läufe in Bewegung zu setzen, sich plötzlich in die Luft schwingt und davon fliegen will. — Ohne mich lange zu besinnen, drücke ich mein Gewehr auf die flüchtige Creatur ab, sie fällt zu Boden und es erweist sich, daß ich eine ziemlich große Schleier-Eule erlegt hatte. — Trotz meines damals sehr scharfen Jäger-Auges und meiner großen Uebung, Hasen im Lager zu gewahren, war ich dennoch getäuscht worden und bin überzeugt, daß jedem Jäger ein Aehnliches widerfahren wäre, denn die hart am Boden zwischen den Hügeln angedrückte und nur von vorn sichtbare Eule sahe in einer Entfernung von circa 30 Schritten ganz und gar einem im Lager liegenden Hasen täuschend ähnlich.

Druck von J. Drägers's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.